Das
Husarenkind.

Oder:
Gott hilft jederzeit den Seinigen.

Eine
lehrreiche Erzählung
für die
Jugend und Jugendfreunde.

Dritte, verbesserte Auflage.

Regensburg, 1845.
Verlag von G. J. Manz.

Erstes Kapitel.

Die Trennung.

Herr von Gutheim und seine liebenswerthe Gemahlin Sophia lebten mit ihren zwei hoffnungsvollen Kindern, Heinrich und Elwina, schon einige Zeit entfernt von dem Gewühle der Stadt in stiller Zufriedenheit auf ihrem Landgute Fürsteneck.

Herr von Gutheim mußte aber, weil er am Fürstenhofe die ehrenvolle Würde eines Geheimrathes begleitete, öfters von da sich in die Residenz begeben, um dem Landesherrn mit Rath beizustehen, wenn dieser eines solchen benöthiget war; denn Herr von Gutheim

besaß in großem Maße die Liebe und das Vertrauen des Fürsten, weil sich dieser zuversichtlich jedesmal darauf verlassen konnte, daß sein Geheimrath mit seinen Rathschlägen immer nur des Landes Wohl zu bezwecken sich bemühte.

Eines Tages waren Herr von Gutheim und seine Gemahlin im Schloßgarten und sprachen vertraulich über ihre zwei hoffnungsvollen Kinder, welche vor ihren Augen lustig auf dem frisch grünen Rasenplatze in Mitte des Gartens sich herumtummelten: „Sieh einmal unsere Kinder dort!“ sagte Herr von Gutheim: „wie das lebt und webt! aber jetzt bleibt Elwina stehen; sie flüstert ihrem Bruder etwas in's Ohr. Beide bücken sich und pflücken eifrig von den Blumen, die zahlreich unter dem Grase sprossen. Elwina fängt an einen Kranz zu flechten. Was haben sie damit vor? Sieh nur, meine theure Sophia, das

Mädchen löset sogar ihr rosenfarbnes Band vom Nacken und windet es um den zierlichen Blüthenkranz!"

„O, die guten Kinder," entgegnete die Mutter: „Gott gebe es, daß sie immerhin in solcher Unschuld und friedfertiger Geschwisterliebe verbleiben mögen! Lieber Mann! unsere Kinder sind recht gute Kinder! Ich möchte vor Freude weinen, wenn ich daran denke, was sie mit diesem Kranze vorhaben."

„Nun, wozu winden sie ihn?" fragte Herr von Gutheim gespannt.

„Zu deiner morgigen Geburts- und Namensfeier," antwortete die Geheimräthin lächelnd.

„Ei! wahrlich, morgen ist der erste Tag des Monates Julius, an dem ich vor vierzig Jahren das Licht der Welt erblickte — und in der heiligen Taufe den Namen Theobald erhielt! Mutter, gewiß hast du den Kindern etwas von

diesem Doppelfeste merken lassen, und ihnen eingeflüstert, mich mit einem Blüthenkranze zu beschenken."

„Nein, Elwina kam mir zuvor," erwiederte Frau von Gutheim. „Allerdings wollte ich heute unsere Kinderchen auf den kommenden Festtag aufmerksam machen; allein Elwina hörte gestern Nachmittags in der Schule, daß auf Morgen das Fest des heiligen Theobald — und somit dein Namensfest einfalle; denn der Herr Pfarrer, ein wahrer Kinderfreund, erzählt den Kleinen nach der Christenlehre gewöhnlich aus dem Leben eines Heiligen Gottes. Gleich nach der Schule bat mich Elwina, ob sie nicht mit Heinrich, ihrem lieben Brüderchen, dem Vater zu seinem Namensfeste einen Blumenkranz überreichen dürfe."

„O, die guten Kinder wollen mich überraschen," rief Herr von Gutheim — „doch ja, sie sollen mich Morgen da-

mit überraschen, obwohl mir ihr Vorhaben nicht mehr unbekannt ist." —

Jetzt wurde die Gartenthüre hastig aufgerissen und Johann, der treue Diener des Hauses, schritt eilig mit einem versiegelten Schreiben auf seinen guten Herrn zu.

„Warum so schnell, mein Alter?" rief ihm Herr von Gutheim entgegen.

„Euer Gnaden," begann Johann mit Mühe Athem holend, „es sprengte so eben mit verhängtem Zügel ein Husar aus der Leibgarde des Fürsten an das Schloß heran und übergab mir dieses Schreiben, mit den Worten: „Bringet es sogleich dem gnädigen Gutsherrn; ich muß ungesäumt meinen Eilritt wieder fortsetzen!"

„Gott!" seufte Herr von Gutheim auf, „so ist das Gewitter wirklich schon so nahe!"

„Welch ein Gewitter, lieber Theo-

bald?" fragte, ganz bestürzt, Sophia ihren Gemahl.

Ohne sogleich auf diese Frage eine Antwort zu geben, erbrach Herr von Gutheim schnell das Schreiben, las — erbleichte — sah zum Himmel auf, stützte nachsinnend sein Haupt auf die Hand und seufzte: „Nun muß ich euch verlassen!"

„Gerechter Gott!" rief Frau von Gutheim bekümmert aus, „was geht vor?" Heinrich und Elwina, durch den lauten Schmerz der Mutter aufmerksam gemacht, ließen ihre Blumenarbeit liegen und eilten zu den Eltern herbei.

Und nun begann der Vater: „Sophia, meine liebe Gattin, höre was mir unser Fürst eigenhändig schreibt." Er las also:

„Mein lieber Geheimrath!

„Immer hat Ihr Rath mir und mei-
„nem Volke Heil gebracht. Nie war

„ich aber eines solchen Rathes bedürfti„ger als eben jetzt. Der Feind dringt „an die Grenzen unsers Landes heran, „und ich will nicht gleich so muthlos „seyn und mein Volk, mein theures „Volk, durch feige Flucht gänzlich ent„muthigen, sondern ich will, so lange es „die Sicherheit meiner Person erlaubt, „unter meinen Landeskindern weilen und „alle Anstalten zur Rettung des Landes „und Volkes in eigener Person zu tref„fen mich bemühen. Hiezu ist aber „Ihre Gegenwart an meinem Hofe un„entbehrlich; ich habe Ihrer weisen Ein„sicht höchst nöthig. Kommen Sie da„her auf das schleunigste in meine Re„sidenz. Treffen sie aber auch schnelle „Vorsorge, daß Alles auf Ihrem Land„gute für den bevorstehenden Krieg ein„gerichtet werde; denn es dürfte vielleicht „ein Jahr vergehen, bis Sie wieder in

„den friedlichen Kreis der Ihrigen zu „Fürsteneck eintreten können.“

Fürst Sigmund.

Frau von Gutheim konnte sich bei dieser Schreckensnachricht der Thränen nicht enthalten! Elwina sah ihre Mutter weinen — und weinte mit. Heinrich weinte, weil beide weinten.

Der Vater ermannte sich am ersten wieder und sprach:

„Sehet, meine Lieben, so geht es in diesem Leben! Bald erheitern die goldnen Strahlen der erwärmenden Sonne den Erdkreis und machen, daß die ganze lebende Schöpfung sich freuet — von dem Würmchen an, welches die kleine Blüthenknospe benagt, bis zu den Riesen des unermeßlichen Meeres; bald aber verbirgt sich diese Alles erquickende Himmelsleuchte unter dunkles Gewölk — und Regengüsse strömen hernieder. Heiter

und rein ist jetzt das blaue Himmelsgezelt und in einer Stunde kann es mit schwarzen Gewitterwolken uns drohen. So ist denn hier auf Erden Alles einer augenblicklichen Veränderung ausgesetzt! Doch meine Lieben, wenn wir Gottes nie vergessen, weder im Glücke noch im Unglücke, so dürfen wir nie zaghaft und muthlos seyn; denn Gottes Arm schützet den Gerechten. Kommt noch einmal an mein väterliches Herz, liebe Kinder! Gott nur weiß es, wo und wann wir uns wieder sehen! Empfanget noch einmal meinen väterlichen Segen und machet euch auch des himmlischen würdig durch einen sittenvollen, tugendhaften Wandel. Das gute Gewissen sei euer Reichthum und Schmuck, wenn euch Kriegsvölker auch aller Habe berauben."

„Heinrich, Elwina, ihr werdet mich jetzt lange nicht mehr sehen; ich muß

von euch. Folget genau in Allem, was euch die Mutter aufträgt. Mich, euern Vater, seht ihr zwar nach meiner Abreise nicht um euch; aber stets ist der Vater im Himmel um euch, dem müsset ihr gehorchen."

„Gott, euer Vater im Himmel sieht es, wenn ihr gegen den Willen der Mutter handelt; Er hört es, sobald ihr unter einander in Zwietracht zanket; Er weiß es, was eure Hände Böses thun und eure Herzen Sündhaftes gelüsten. Kinder! fürchtet Gott; denn seine strafende Ruthe erreicht Alle, die von seinem Willen und Gebote weichen. Lebt wohl!"

„Ach! so schnell kann sich die Freude in Trauer verwandeln! Eben bindet ihr mir, meine lieben Kleinen, einen Blumenkranz zu meinem morgigen Geburts- und Namensfeste! Und nun darf ich dieses Fest nicht unter euch feiern! Feiert

es aber dennoch, wenn gleich ich dabei fehle; feiert es dießmal anstatt mit Gesang — nur mit Gebet, daß Gott das große Gewitter von uns und unsrem Vaterlande abwende, welches Gefahr drohend über unserm Haupte schwebt." —

Diese ernsten Scheideworte redete Vater Gutheim, während er mit den Seinigen in das Schloß zurückging. Dann traf er auf das schnellste die Anstalten zur Reise, ertheilte der ganzen Dienerschaft Verhaltungsbefehle für die Dauer seiner Abwesenheit und schied um drei Uhr Abends am nämlichen Tage unter heißen Thränen und nicht ohne bange Vorgefühle von Sophia, seiner theuern Gemahlin, und seinen guten Kinderchen.

Lange weilte Frau von Gutheim mit Heinrich und Elwina auf dem grünenden Hügel vor dem Schlosse Fürsteneck, von welchem aus man fernhin

die Straße übersehen konnte, welche nach der Residenz führte. Mit thränenfeuchten Blicken folgten sie dem Theuern, der ihnen so schmerzlich und unerwartet entrissen worden war, bis der Reisewagen in einem dunkeln Walde verschwand.

„Kommt Kinder," sprach schluchzend die Mutter zu den weinenden Kleinen, „kommt, wir wollen nun zurück in unser Schloß gehen und in der Kapelle mit einander zu Gott beten, daß er den Vater auf seiner Reise glücklich geleiten und uns und das Vaterland vor allem Kriegsunheile beschützen und bewahren wolle."

Und langsam trat die bekümmerte Familie den Rückweg zum Schlosse an.

Zweites Kapitel.

Das Gewitter.

Kaum hatte die Geheimräthin mit ihren Kleinen die Schloßkapelle verlassen, um in das Wohnzimmer sich zurückzuziehen, so bedeutete ihnen Johann, daß ein starkes Hochgewitter im Anzuge sei.

„Soll ich, gnädige Frau," fragte der Diener, „die Feuerlöschmaschinen in Bereitschaft halten, im Falle es in der Umgegend ein Unglück abgäbe?"

„Du bist doch immer für Alles besorgt, treuer Johann," antwortete Frau von Güthheim. „Gehe nur, und lasse die Löschmaschinen im Schloßhofe aufführen; trag' auch Sorge, daß die hiezu benöthigten angeschirrten Pferde bereit seien, wie es mein lieber Gatte (hier

seufzte sie tief auf) stets befahl, sobald ein Gewitter sich zeigte."

Johann vollzog auf das Getreueste den Befehl seiner Gebieterin. — Heinrich und Elwina standen im Erker des Fensters und sahen unverrückten Auges in die Gegend hin, wo sich die Wolken wie ein fernes Gebirgsland gestalteten und allmählig das Schwarz der Nacht annahmen.

„Ach, Mutter!" rief Heinrich plötzlich und verhielt sich mit beiden Händchen die Augen, „Mutter, vom Himmel hat es dort am Walde, wo es so finster ist, Feuer geworfen!"

„Es war ein Blitz," entgegnete die Mutter, „lieber Heinrich, der Haus, Thurm, Scheune, kurz alles Brennbare in Feuer setzt, wenn er es berührt."

„Horche nur, liebe Mutter, wie fürchterlich dort drüben der Donner brüllt," sagte Elwina etwas ängstlich — „ach!

wenn ein solcher auf unser Schloß herniederfiele, würde er uns alle zerschmettern, nicht wahr Mutter?"

„Nein, mein Kind! der Donner zieht keinen Schaden nach sich; er ist nur der Schall, den der Blitz verursachet, wenn er vermöge seiner Schnelligkeit die Wolken zerspaltet; nur das Feuer des Blitzes ist zu fürchten."

„Sieh, liebe Mutter, sieh, wie die kleinen Bienchen so eilfertig nach ihrer Wohnung trachten! warum schwärmen sie jetzt denn in solcher Menge von der Flur nach Hause, da sie doch sonst einzeln ihren Körben zufliegen?" fragte Heinrich.

„Weil sie das Gewitter merken, unter dem sie umkommen müßten, wenn sie von selbem auf den Blumenauen übereilet würden," antwortete die Mutter.

„O, ihr lieben Kinderchen," fuhr sie fort, „wie viele Menschen würden

ihrem Seelenverderben entkommen, wenn sie es machten, wie die Bienen, sobald sie einen Sturm wittern. Sehet, meine Lieben, die Biene flieht vor dem herannahenden Gewitter, um dabei nicht umzukommen; und der Mensch soll eben so auch das Böse, wie die Biene den Sturm, fliehen, weil er im Bösen, in der Sünde seinen Untergang finden wird. So oft ihr, meine lieben Kinder, eine Handlung sehet, die nicht sittlich, ehrbar und gottesfürchtig ist, so fliehet vor derselben, wie die Biene vor dem Winde; höret ihre Worte, die nicht anständig, sondern sündhaft sind, woran gute Menschen keine Freude und Gott kein Wohlgefallen haben kann — so trachtet eilig davon, sonst übereilet euch das Gewitter, das Unheil der Sünde — und ihr werdet dann selbst böse Menschen, die Gott mit dem Verluste der Seligkeit im Him-

mel und mit den Peinen in der Hölle straft."

So redete die gute Mutter zu den zarten Herzen ihrer Kinder (Elwina war acht und Heinrich sechs Jahre alt), und diese versprachen ihr feierlich, „daß sie nie böse und sündhaft handeln, sondern der Biene gleich, sich flüchten wollten, wenn sie das Gewitter eines Lasters nur von ferne aufsteigen sehen würden."

Nun fing es allmählig an, dunkler zu werden. Von Ferne vernahm man schon das Rauschen der Waldbäume, an denen sich der heftige Wind brach. Nach und nach zog sich das Gewitter über Fürsteneck heran, und der Sturm heulte gewaltig durch die Sparren. Der rollende Donner machte von Zeit zu Zeit den alten Bau erzittern. Die Fenster klirrten, und der Regen ergoß sich stromweise in wildem Sausen auf die Dachungen

und Gebüsche hernieder. Donner auf Blitz, Blitz auf Donner wechselten unaufhörlich. In schauerliche Finsterniß ward die Gegend gehüllt; nur bläulich rothe Blitzesstrahlen erleuchteten oft sekundenlang den Schloßhof, oder dem Wanderer den verlornen Fußpfad.

Frau von Gutheim befand sich mit ihren vor Furcht und Angst bebenden Kindern und der ganzen Dienerschaft im Speisezimmer.

„Kinder! Leute!" sprach sie, „erhebet eure Herzen betend zum Himmel! Großer, allmächtiger Gott, verschone uns mit allem Gewitterschaden! Zertheile diese feuersprühenden Wolken! Schütze uns mit dem Arme Deiner Allmacht und Stärke! Doch Vater, nicht mein Wille geschehe — sondern der Deinige!" —

„O Allmächtiger!" schrieen mit einem-

male alle Anwesenden, „dieser Strahl hat uns getroffen.“ —

Die ganze Dienerschaft floh in höchster Eile und griff nach ihrer wenigen Habe. Nur Johann, der alte Getreue, wollte eher mit seiner Herrschaft in den Flammen umkommen, als sie hilflos verlassen.

Wirklich hatte der Blitz das Schloß getroffen und es augenblicklich in Brand gesteckt.

Von dem gewaltigen Donnerschlag betäubt, dachte Frau von Gutheim nicht gleich auf Rettung. Johann aber, der seine Fassung behalten hatte, rief ihr zu: „Fliehet! gnädige Frau! eilet schnell die Treppe hinab — mir ist, als hätte die Treppenwölbung durch den Donner großen Schaden gelitten; denn ich höre schon Steinchen sich ablösen. Sehet, auch hieher kommt schon der Feuerrauch! Nehmt die Kinder! ich will

es versuchen, die Kiste zu retten, die Euer Gnaden werthvollste Habseligkeit verschlossen hält."

„Thue das, Getreuer! Deine muthvolle und gewissenhafte Handlung soll überschwänglichen Lohn erndten!" rief die fliehende Mutter. Heinrich an der einen und Elwina an der andern Hand fest haltend eilte sie durch die rauchenden Hallen der Treppe zu.

Elwina blieb im schnellen Laufe mit dem Kleide an dem Stiegengeländer hangen; der Mutter entglitt die Hand des Mädchens. Mutter und Söhnchen eilten die Treppe hinab in der Hoffnung, jene komme ihnen sicher nach. Allein, noch hatte sie sich aus ihrer Haft nicht ablösen können, als auf einmal mit schmetterndem Getöse das Treppengewölbe zwischen Mutter und Tochter einstürzte, die Stiege verschüttete und — Elwinen allen Ausweg versperrte. Die arme

Kleine mußte wieder in das brennende Gebäude zurück.

„Elwina! Elwina! geliebtes Kind, wo habe ich dich gelassen? Elwina! Ach!“ So schrie die Mutter fast verzweifelnd am Thore des Schlosses, als sie hinter sich das Getöse des Einsturzes hörte. Sie eilte in den Schloßhof, weil sie dennoch hoffte, ihr Kind könnte gerettet seyn.

„Elwina!“ rief sie noch einmal mit kläglicher Stimme. Da sprang Johann herbei, der die Kiste auf einem weiten, nur den ältern Bewohnern bekannten Umwege aus dem Schlosse gebracht hatte, und redete zu seiner jammernden Gebieterin:

„Gnädige Frau, lassen wir nun Alles Gottes Willen über. Das Beste haben wir gerettet!“

„Was, was hast du gerettet, Johann?“ rief voll der freudigen Hoffnung

Frau von Gutheim. „Hast du Elwina gerettet?“

„Gnädige Frau, ist denn Elwina nicht in Sicherheit? Ist sie denn nicht bei Euch?“ fragte bestürzt der Alte.

„Nein! nein, ach nein! Rette sie Johann, rette Elwina, mein geliebtes Kind! Sie ist noch im Schlosse zurück!“

„Ach!“ entgegnete Johann, „wie soll ich sie retten können! Das Feuer schlägt ja auf dieser Seite fast aus allen Fenstern! Wo wird sie eben seyn? — Ja, ich höre sie nun um Hilfe rufen! Ja sie ists — am letzten Fenster ringt sie ihr Händchen über das Haupt! das Feuer ist ihr nahe! Fort, fort! ich muß sie retten! Johann auf! wage dein altes Leben für das zarte unschuldsvolle Kind!“ So schrie der getreue Alte und eilte hinweg.

Die Mutter fiel in Ohnmacht, als

sie die Worte hörte: „das Feuer ist ihr nahe.“

Johann eilte zur Löschmaschine und befahl, sie nach dem andern Theile des Schlosses zu richten, damit doch dieser gerettet würde. Dann ergriff er mit jugendlicher Kraft die Feuerleiter und lehnte sie an die Mauer, um Elwina, welche vor dem dichten Qualm des Brandrauches nicht mehr sichtbar war, zu holen.

Kaum aber hatte er das Fenster erreicht, so erschwerte ihm der Rauch, der aus demselben auf ihn zudrang, den Athem so sehr, daß er sich zu schwach fühlte, mehr zur Rettung Elwinens zu thun. Er mußte unverrichteter Sache wieder von der Leiter herab. Erschöpft und abgemattet konnte er nur noch die Worte hervorbringen: „Rettet das Fräulein!“ und sank bewußtlos zu Boden.

Keiner der Umstehenden wagte sein

Leben auf diese Aufforderung. Alle starrten in banger Erwartung nach dem Fenster hinauf, aus welchem man noch immer den Jammerruf Elwinens erschallen hörte. Plötzlich rief es in der Menge: „Seht, wer ist der Junge, der die Leiter so schnell hinanklettert?“

„Heil ihm! er ist im Zimmer!“ — „Helft,“ schrie der unbekannte Retter aus dem Schlosse; „helft! hier habe ich das Fräulein! Steige mir Jemand entgegen — geschwind! das Feuer faßt mich, und ich kann das Fräulein nicht länger mehr festhalten.“

Dieses Geschrei erweckte den Alten aus seiner Betäubung. Er sieht Elwina außer dem Fenster in den Händen eines jungen Menschen, springt auf, steigt im Fluge die Leiter hinan und bringt das Kind, dem Feuertode entrissen, in den Hofraum.

Der unbekannte Retter schwingt sich

über das Fenster auf die Leiter und kommt mit dem Leben, aber halb verbrannt aus dem Schlosse zurück. Vor Anstrengung ermattet, schlich er unbemerkt unter die drei Lindenbäume, welche in dem entlegensten Theile des Schloßhofes standen, und warf sich dort auf seinen Reisebündel hin.

Unterdessen erholte sich die Gutsfrau wieder aus ihrer Ohnmacht, und ihre erste Frage war: „Habt ihr die Gebeine meiner armen Elwina gesammelt?"

„O, gnädige Frau," antwortete Johann, „ja wir haben sie gesammelt — und Gottes Engel hat uns Elwina wieder lebend und unversehrt aus den Flammen getragen; hier ist Elwina!"

„Elwina! mein theuerstes Kind! wer hat dich zum Leben gebracht?" fragte voll der Freude die Mutter.

„Mutter! ach liebe Mutter!" begann noch mit zitternder Stimme das Mädchen;

„ich war noch nicht todt — aber ein Augenblick — und die Flammen hätten mich ergriffen! Ich weiß es eigentlich selbst nicht, wie ich gerettet wurde. Ein holder Knabe sprang durch das Fenster in das brennende Zimmer, faßte mich schnell unter beiden Armen — und ich war im Hofraume; aber sobald ich in das Freie kam, wurde ich ganz sinnlos und mein Retter blieb mir unbekannt."

„Ja, so ist's, gnädige Frau," fiel Johann in die Rede. „Ein Engel mußte es seyn; denn keines Menschen Auge erspäht ihn mehr."

„Auf, auf! suchet den Retter meines Kindes! Eilet ihm nach! Weit kann er noch nicht gekommen seyn!" So rief Frau von Gutheim ihrer Dienerschaft zu. Aber Niemand wollte in der schreckenvollen Nacht, die immer dunkler und schwärzer wurde, je mehr durch die Hilfe der zahlreich herbeigeeilten Umwohner die

Gluth des Brandes erlosch, den fremden Jungen aufzusuchen gehen. Johann, der wohl den besten Willen dazu hatte, fühlte sich durch die große Anstrengung und den überstandenen Schrecken zu entkräftet.

Gottes Fügung aber ließ der dankbaren Mutter dennoch den Retter ihrer Tochter auffinden. Die Flammen hatten den Hauptflügel des Schlosses vernichtet und Frau von Gutheim war genöthiget, in ein bisher selten betretenes Nebengebäude sich zurückzuziehen. Der Weg dahin führte an den drei Linden vorüber. Johann, welcher seiner Herrschaft mit der Laterne voranleuchtete, blieb plötzlich stehen und rief laut aus: „Hier ist er, hier — der Retter unsrer geliebten Elwina!"

Frau von Gutheim eilte herzu und erblickte den Knaben, welcher noch schlummernd auf seinem Reisebündel lag. „Ist

er es wirklich?“ fragte sie voll freudiger Empfindung.

„Ja, ja, ich täusche mich nicht, er ists! Ja, hier ist das Kennzeichen seiner Kühnheit und seines entschlossenen Muthes,“ rief Johann. „Ach! seine linke Hand ist stark vom Feuer beschädigt — und seine Jacke sehr verbrannt!“

„Großer Gott, wie danke ich dir,“ seufzte Frau von Gutheim zum Himmel auf; „ja, wahr ist es — Alles ändert sich schnell unter dem Himmelsgezelte! So eben setzte mich deine Rechte, du weiser Gott, in Angst und Todesschrecken, indessen deine Linke mir diesen Engel in Menschengestalt zur Errettung meines Kindes sandte! Habe Dank, du liebevoller Vater! daß du mich auch im höchsten Unglücke wieder deiner Liebe und Gnade würdigest und mich zu dem Lebensretter meines Kindes führtest, um ihn mit Dank und Güte überhäufen zu

können. — Komm, du guter Junge, komm mit uns! Laß uns die Wunden heilen, welche dir deine muthvolle Liebe zu Nothleidenden geschlagen hat. Kommt, ihr lieben Kleinen! Elwina, Heinrich! führet diesen Armen in eurer Mitte, er verdient ja noch mehr!"

So zogen nun die Unglücklich=Glücklichen in den verschonten Flügel des Schlosses ein. Die beiden Kinder und der Unbekannte wurden sogleich zur Ruhe gebracht, weil sie derselben am nöthigsten hatten. Die Uebrigen im Schlosse blieben wach, um sogleich bei der Hand zu seyn, wenn etwa der noch immer rege Wind die Gluth der Brandstätte neuerdings anfachen sollte.

Drittes Kapitel.

Wer der unbekannte Retter ist.

Geraume Zeit schon beleuchtete die goldne Morgensonne den östlichen Theil des Schlosses Fürsteneck und warf ihre feurigen Strahlen in das Gemach, in welchem der unbekannte Knabe die letzten Stunden der verflossenen schreckenvollen Nacht ruhig schlafend zugebracht hatte.

Albert Kühn, — dieß war sein Name — erwachte. Seine nur halb geöffneten Augen sahen noch nicht, in welch schmuckvollem Zimmer er übernachtet hatte. Die ersten Worte, welche über seine Lippen kamen, waren: „O Gott! das war ein fürchterlicher Traum!" und damit wollte er beide Hände zum Morgengruße erheben, wie er es, nach frommer Anweisung seiner Eltern, bei

dem Gebete stets gewohnt war. Zu seinem Erstaunen fühlte er an der linken Hand großen Schmerz, und als er sie mit Hilfe der Rechten aus der weichen Federdecke hervorbrachte, sah er, daß sie hoch aufgeschwollen und über und über entzündet war. Nun erst erinnerte er sich deutlich des so schrecklichen Vorfalles der vergangenen Nacht; nun war ihm diese fürchterliche Scene freilich kein Traum mehr.

Obwohl der gute Albert in der Anstrengung, die seinem Schlummer vorangegangen war, und in seinen Wunden hinlängliche Entschuldigung hätte finden können, überzog dennoch Schamröthe seine jugendlichen Wangen, als er, vollends ermuntert, die Sonne schon so hoch am Himmel und sich selbst noch im gemächlichen Bette sah; denn es fiel ihm sogleich die schöne Lehre seiner Eltern bei:

„Morgenstunde hat Gold im Munde! ein zu langer Aufenthalt im Bette schwäche den Geist wie den Körper.“ Flugs verließ er sein Lager, kleidete sich so schnell an, als es seine lahme Hand erlaubte, und kniete dann vor dem Bilde des Erlösers nieder, welches in seinem Schlafgemache Andacht erregend angebracht war. „Mein Gott und Herr!“ betete er, „du gabst mir am gestrigen Tage Gelegenheit, ein Menschenleben vom nahen und schrecklichen Tode zu erretten! Nur deiner Macht und Wunderkraft verdanke ich die Stärke und Kühnheit, wodurch es mir möglich ward, das Kind einer unglücklichen Mutter dem Flammentode zu entreißen. Dank dir, Vater im Himmel, für deine Beihilfe zur Rettung dieses jungen Lebens! Sende, ich bitte dich, den bedrängten Bewohnern dieses Hauses Trost und Beruhigung, und mir gib

auch heute wieder Kraft genug, das Böse zu meiden und das Gute zu thun!"

So betete der fromme Albert. Mittlerweile schickte die gnädige Gutsfrau ihren alten Diener ab, daß er nach dem unbekannten Retter ihrer Tochter sehe, ob er schon erwacht wäre. Johann kam an die Thüre des Schlafgemaches, da hörte er des Knaben herzlichen Morgengruß. Er wagte es nicht, den Betenden zu stören, sondern kehrte schnell, mit Thränen im Auge, zu seiner Gebieterin zurück.

„Ach, gnädige Frau," sagte er, „nun erfahre ich es zum zweitenmale, daß dieser Knabe ein gutes, frommes, gottesfürchtiges Kind ist. O, hättet ihr sein Morgengebet gehört, auch eure Augen müßten, gleich den meinigen, in Thränen schwimmen."

„Erst dankte er Gott für die Gelegenheit, die er ihm gegeben, Nächsten-

liebe an seinen nothleidenden Mitmenschen zu üben; dann bat er auch noch, der Himmel wolle der unglücklichen Familie, unter deren Dach er nun wohne, Trost und Ruhe wieder verleihen. Ach! ich weinte vor Andacht, als ich ihn so beten hörte. Welche mögen wohl die Eltern seyn, die ein Kind so viel Tugend lehren konnten?"

„Dieß, lieber Johann," meinte Frau von Gutheim, „werden wir wohl noch heute aus dem Munde des Knaben selbst erfahren. Jetzt gehe, bringe den Retter meines Kindes hieher!"

Johann folgte sogleich und brachte den Knaben vor die gnädige Frau. Schüchtern, doch heitern Blickes, wie alle, die guten Gewissens sind, trat Albert in den Saal, wo sich die Mutter mit ihren beiden Kindern beim Frühstücke befand. Die Hand der gnädigen Frau küssend, wünschte er den Anwesenden mit

einem tiefen Seufzer einen guten Morgen, gleich als wollte er sagen: „schmerzlich liegt uns allen noch die verflossene Nacht im Gedächtnisse."

„Setze dich, mein liebes Kind," sprach Frau von Gutheim, „und nimm Theil an unserm Frühstücke."

Der Knabe nahm das Dargebotene etwas verlegen vor sich hin — es war eine Tasse Kaffee — denn er konnte mit dem Porcellangeschirre nicht zurecht kommen. Elwina half ihm daher aus seiner sichtbaren Verlegenheit.

Nachdem er sich erquickt hatte, brach Frau von Gutheim das Stillschweigen und stellte an ihn die Frage:

„Lieber kleiner Gast, sage uns nun, wie du dich nennest und woher du kommst? hauptsächlich verhehle uns deine Eltern nicht!"

Der Kleine wollte schon zu sprechen

anfangen, da unterbrach ihn Frau von Gutheim und sagte:

„Halt noch ein, mein Guter! Eben bemerke ich, daß deine verbrannte Hand noch ohne Verband ist. Gehe, Johann, bringe mir das Arzneikästchen hieher, ich will selbst Doktors-Stelle an diesem Armen vertreten, und seine wunde Hand mit einem den Schmerz lindernden Rosenpflaster verbinden.“ —

„So, Elwina, halte die Hand deines Retters, indessen ich sie mit dem Pflaster belege.“

„Ei,“ sprach Albert, — „das ist kühl — das thut wohl — ich danke, gnädige Frau.“

„So, nun beginne deine Erzählung, mein Lieber, sagte die Gutsfrau zu Albert, und dieser fing also an:

„Meine Mutter“ — hier weinte er schon — „meine Mutter wurde vor einigen Monaten in Leskopitz, einem pol-

nischen Dorfe, begraben. Ach! sie hat viel, sehr viel in der Gefangenschaft ausgestanden — die gute Mutter!"

„Gefangenschaft!" fiel Frau von Gutheim ein. „Wie und wo kamst du mit deiner Mutter in Gefangenschaft?"

„Ich bin der Sohn eines Soldaten," fuhr Albert fort, „der als Wachtmeister in einem Husarenregimente unsers guten Fürsten Sigmund diente. Mein Vater heißt — oder hieß — ich weiß es ja selbst nicht, ob er noch bei Leben ist — Anton Kühn, und ich, sein Sohn, nenne mich Albert Kühn. Im Feldzuge von 1812 kam auch ich mit meiner Mutter in das rauhe Rußland. — O ich erinnere mich noch gut — wie mein Vater einst vor dem Beginne eines Treffens mit Thränen im Auge der Mutter die Hand reichte und zu ihr sagte:

„Helena! nun befehle ich dich und

unsern Albert dem Schutze Gottes — und mich selbst seinem Willen. Erhalte deinen Sohn auf Gottes Wegen; vollende an ihm die gute Erziehung, die wir mit Gottes Beistand begonnen haben. Seine Tugenden machen seinen einstigen Reichthum aus; denn der tugendhafte Mensch besitzt Reichthum im guten Gewissen, wenn er auch vor den Thüren mildthätiger Leute sein Stücklein täglichen Brodes suchen müßte. Gott hilft jederzeit den Seinigen und gießt Balsam in alle wunden Herzen, die an ihm hangen.“ Dann legte er mir die Hände auf und gab mir seinen väterlichen Segen. „Gott sei mit euch!“ waren die letzten Worte, die ich aus dem Munde meines Vaters hörte. Er eilte schnellen Schrittes von uns hinweg; schwang sich auf sein Pferd und sprengte mit den Seinigen in das Schlachtgewühl hinein. — Von dieser Zeit an

hörte und sah ich von ihm nicht das Geringste mehr. Er wird wohl in jener Schlacht seinen ruhmvollen Tod gefunden haben."

Hier hielt Albert mit seiner Erzählung etwas inne und wischte sich die Thränen aus den Augen. „Und wie kamst du mit deiner Mutter in die Gefangenschaft?" fragte die gnädige Frau gerührt.

„Wir erwarteten," versetzte der Knabe, „auf einer Anhöhe den Ausgang des Treffens. Das Hurrah der kämpfenden Krieger, das Prasseln des Kleingewehrfeuers, der Donner des schweren Geschützes — drangen schreckend in unsere Ohren. „Kind!" rief meine Mutter mir zu, „erhebe deine Händchen zum Himmel empor! bete zu Gott auf, er möge deinen Vater glücklich aus der Todesgefahr erretten, die ihm von tausend Mordgewehren

droht.“ Und ich betete, so kräftig ich es vermochte.

Auf einmal stieß meine Mutter einen Jammerschrei aus und rief: „Ach sie sind verloren — die Unsrigen sind in die Flucht geschlagen! Kind, laß uns eilen; die Feinde ersteigen diesen Berg!“

Allein, ich war noch nicht so schnell auf den Beinen, um mit der Mutter gleichen Schritt halten zu können. Sie mußte ihre Flucht verzögern — und der Feind nahm uns auf der Anhöhe mit vielen Hunderten der Unsrigen gefangen.

Hatten wir vorher schon durch Ruhelosigkeit, Mangel an Nahrungsmitteln und die grimmige Kälte Unglaubliches gelitten, so stieg unser Elend nun vollends auf's Höchste. Ohne Mitleid und Schonung trieb man uns wie eine Heerde Vieh dahin. Fiel eines aus Ermattung zu Boden, so ward die Peitsche

nicht geschont. Unbarmherzig hieb ein bärtiger Kosak auf meine Mutter los, die vor Entkräftung in den tiefen Schnee, mich fest an sie schließend, niedergesunken war.

„Habt doch Erbarmen mit mir und meinem armen Kinde. Lasset mich hier mit ihm sterben — trennet es nicht von seiner Mutter!“ So bat sie weinend den rauhen Führer. Allein das versteinerte Herz dieses Grausamen war nicht zu erweichen. Mit hämischem Lachen riß er mich zu sich, warf mich ganz unsanft auf einen Packschlitten und gab meiner armen Mutter noch zum Abschiede einige derbe Peitschenhiebe über den Rücken.

„Ach! Mutter! liebe Mutter! hilf, komm verlaß mich nicht,“ schrie ich und streckte die Hände nach ihr aus.

„Kind! ach mein theuerster Albert,“ jammerte verzweifelnd die Mutter —

„ich kann nicht folgen! Vergiß deines Gottes nie — Gott hilft ja jederzeit den Seinigen!“

Der Fuhrmann hieb jetzt in die Pferde und pfeilschnell flog der Schlitten mit mir davon. Als die Nacht einbrach, sperrte man mich zu andern Gefangenen in einen hölzernen Schuppen. Man gab jedem aus uns ein Stücklein schwarzen Brodes und einen Schluck schlechten Branntweines. Auf diese Weise setzten wir unsre Reise drei Tage lang fort. Die Sehnsucht nach meiner Mutter stieg in meinem Herzen um so höher, je weiter ich von ihr entfernt wurde. Ich fing bitterlich zu weinen an und schrie überlaut: „Mutter! ach, Mutter!“ und meinem Jammertone stimmten noch mehrere solche unglückliche Waislein bei.“

Elwina und Heinrich nahmen jetzt Albert bei der Hand und sagten schluchzend zu ihm: „Du armer Albert,

wie hast du doch dieses Elend ertragen können?"

„Ich vertraute auf Gott, den Helfer und Beschützer der Nothleidenden," versetzte dieser; „und wer auf Gott vertraut, der hat auf festen Grund gebaut."

„Recht, lieber Albert!" ließ sich Frau von Gutheim vernehmen; „bleibe bei dieser Gesinnung, und du hast immer einen sichern Anker im Sturme. Doch wie ging es dir weiter?"

Der Knabe setzte seine Erzählung fort:

„Aus den Reden meiner Mitgefangenen hatte ich entnommen, daß man uns viele hundert, hundert Meilen weit bis nach Sibirien schleppen wolle. Geschah dieses, so war alle Hoffnung hin, meine geliebte Mutter je wieder zu sehen. Ich sann auf Flucht. „Gott, dachte ich, wird mein Begleiter und Beschützer seyn." Eines Abends hatte sich der wachhal-

tende Soldat im Branntweine — betrunken und lag, statt wie gewöhnlich um die Scheune herumzugehen, sorglos auf dem Stroh, das in großer Menge vor dem Thore abgeladen worden war. Als ich dieses bemerkte, lief ich zu jeder Ritze und Spalte des hölzernen Gebäudes und versuchte, wenn ich mich nicht beobachtet sah, bald da, bald dort, ob sich nicht ein Brett verschieben ließe. Wirklich glückte es mir, ein solches zu entdecken. Ich merkte mir die Stelle, schlich mich mit dem Einbruche der Dämmerung leise hin, that schnell einen Ruck am Brette und glücklich war ich im Freien. Eine nahe waldige Anhöhe gab mir Schutz; aus meinem Verstecke hervor nahm ich deutlich wahr, wie mehrere meiner Mitgefangenen durch die von mir gemachte Oeffnung aus der Scheune entschlüpften. Endlich wurde die Wache aufmerksam; die Posten verstärkten sich

und Kosaken durchflogen auf ihren Rennern nach allen Richtungen die Gegend, die Ausreißer wieder einzufangen.

Ich blieb, unter einem dichten Wachholderstrauch mich duckend, in meinem Zufluchtsorte, bis der Auflauf vorüber war. Dann kroch ich vorsichtig hervor und richtete meine Schritte nach der Gegend, woher wir gekommen. Das Schneelicht war mein Führer. Ich lief und lief; bald aber verzehrten Hunger und der grimmige Frost meine wenigen Kräfte, und ich glaubte, jeden Augenblick hinsinken zu müssen. So elend fühlte ich mich, daß ich beinahe in mein Gefängniß zurückgekehrt wäre. Nur der Gedanke an meinen alten Freund und Helfer gab mir Muth, die Flucht fortzusetzen. „Gott, ach Gott!“ rief ich aus, „Du hast mir immer Hilfe gesendet, wenn ich bittend meine Hände zu Dir erhob. Erhöre auch dießmal mein Flehen,

und lasse mich nicht eines elenden Todes in dieser ungeheuren Schneewüste sterben!" Kaum hatte ich ausgeredet, so glänzte mir aus einiger Entfernung ein Licht entgegen. Bald sah ich zu meiner Freude, daß der Rettungsstrahl aus einem einzeln stehenden Gebäude komme. In einer halben Stunde hatte ich, meine letzten Kräfte anstrengend, dieses erreicht; aber ich wagte nicht in das Wohnhaus zu treten, sondern verbarg mich in eine Streuhütte und schlief in wenigen Augenblicken vor Ermüdung ein.

Am Morgen kam eine Magd in die Hütte, um Streu für das Vieh zu holen. Sie entdeckte mich, rüttelte mich wach, und zitternd vor Angst und Kälte raffte ich mich von meinem Lager auf. Zum Glücke für mich sprach die Magd so ziemlich meine Muttersprache. Sie fragte mich, was ich da wollte, und ich schilderte ihr kurz meine traurige Lage. Nun

hieß sie mich ruhig verbleiben, bis sie wieder käme. Nicht lange, so brachte sie mir Speise und in einem irdenen Geschirre etwas warme Milch. Während ich von ihren Gaben genoß, bedeutete sie mir, daß ich hier nicht sicher sei, sondern sogleich meine Reise wieder fortsetzen müsse, indem ihr Brodherr gegen die Flüchtlinge sich unbarmherzig benehme.

Nachdem ich mehrere Tagreisen, immer in Gefahr zu verhungern oder zu erfrieren, zurückgelegt hatte, kam ich endlich an die Grenze des unwirthlichen Rußlands und betrat den polnischen Boden.

Eines Abends, als die Sonne sich schon zum Untergange neigte, wankte ich, sehr erschöpft einem Dorfe — Leskopitz mit Namen — zu. Ich sprach in dem Edelhofe um eine Nachtherberge an und erhielt sie auch.

Wie erstaunte ich, wie bebte ich von freudigem Schrecken, als die Dienstboten

eines nach dem andern zum Nachtessen in die geräumige Gesindestube traten, und an der letzten Person — ich meine Mutter erkannte.

Ein Schrei von uns beiden war es: „Mein Kind! meine Mutter!" Nachdem der erste Freudentaumel vorüber war, mußte ich, von der Mutter und dem Herrn des Hauses aufgefordert, die Geschichte meiner Flucht erzählen.

Meine Mutter erzählte mir dagegen wie der menschenfreundliche Gutsherr ein paar Stunden nach unserer Trennung sie in ihrem elenden Zustande gefunden, auf seinen Schlitten gelegt, und hieher gebracht habe, wo sie nun leichte Dienste im Hause und Stalle verrichte. Der gute Pole behielt auch mich in seinem Hause, ich mußte ihm sein Vieh hüten, durfte aber alle Wochen einigemal zum Herrn Pfarrer des Dorfes gehen, der

mir im Christenthume und in andern Lehrgegenständen Unterricht ertheilte.

So lebte ich denn in ganz leidlichen Umständen, als mich plötzlich der härteste Schlag traf. Meine Mutter erkrankte — und starb. Dieser Verlust schlug mir eine tiefe Herzenswunde, die zu bluten noch nicht aufgehört. Um das Unglück voll zu machen, starb bald darauf auch mein guter Brodherr und sein Sohn, Offizier in russischen Diensten, übernahm das Gut. Er hatte kein Aederchen von dem Wohlthätigkeitssinne des Vaters ererbt, denn er stieß mich sogleich aus dem Hause; und so mußte ich mit meinem Reisebündel aufs neue die Wanderschaft antreten.

Mit Gottes Hilfe erreichte ich glücklich mein Vaterland wieder. In der Residenzstadt, wohin ich zuerst meine Schritte lenkte, erfuhr ich, daß der russische Feldzug das Husarenregiment, bei welchem

mein Vater gestanden, beinahe ganz aufgerieben habe, und daß die spärlichen Reste desselben nun unter die übrigen Kavallerieregimenter gestoßen worden seien. Dieß war alles, was ich erfahren konnte; den Wachtmeister Anton Kühn wollte keiner kennen, keiner etwas von ihm gehört haben! — Es blieb mir daher nichts übrig, als die Anverwandten meines unglücklichen Vaters aufzusuchen. Auf dem Wege nach dem Dorfe, wo diese wohnen, kam ich gestern Abends hieher und wurde Zeuge der verheerenden Feuersbrunst."

„Nicht Zeuge," fiel dem Knaben Frau von Gutheim in die Rede, „sondern Retter, Tröster, Helfer in der Noth, guter Albert, bist du uns geworden."

„Gnädige Frau," nahm jetzt Johann das Wort, der in einer Ecke des Saales theilnehmend der Erzählung Alberts zugehört hatte, „darf ich so dreist seyn, Euch eine Bitte vorzulegen?"

„Und diese ist?“ entgegnete Frau von Gutheim.

„Daß Ihr, theuerste Gebieterin, den Knaben nicht mehr von Euch lasset, sondern ihn bei Euch im Schlosse behaltet! Gott weiß es, mit mir wird es nicht lange mehr dauern. Ich fühle mich dem Tode schon sehr nahe, und täglich erwarte ich den Ruf des Herrn. Dieser junge Mensch mag dann meine Stelle ersetzen. Euer Haus wird an ihm einen redlichen, treuen Diener haben.“

„Ja Albert muß bei uns bleiben — der gute Albert muß bei uns bleiben!“ stimmten Elwina und Heinrich freudig bei.

„Ist es aber auch dein Wille, hier bei uns zu bleiben?“ wendete sich Frau von Gutheim an Albert.

„Gnädige Frau,“ erwiederte dieser, die Hand seiner Wohlthäterin ergreifend und sie ehrerbietig küssend, „Gott segne

Euch, die Ihr so großmüthig Euch eines armen, verlassenen Waisen annehmet! Bis an mein Lebensende will ich mit Liebe und Dankbarkeit zu vergelten suchen, was Ihr an mir thut."

Und somit sehen wir fortan in dem jungen Albert den Gehilfen und Schüler Johanns, mit diesem wetteifernd, seiner Herrschaft treu und mit allem Eifer zu dienen. Die Leute aber nannten ihn Albert, das Husarenkind.

Viertes Kapitel.

Der Festtag.

Es wurde sogleich Anstalt getroffen, um den, durch den Brand zerstörten Flügel des Schlosses wieder in bewohnbaren Zustand zu setzen. Schon in den ersten Tagen des Monates September war der Bau beendet.

Frau von Gutheim wollte, daß der Einzug in die mit Gottes Hilfe neu hergestellte Wohnung feierlich begangen werde. Sie veranstaltete daher zu diesem Feste Alles, was die Würde und Freude desselben erhöhen konnte.

So ließ sie an den Wänden des Speisesaales Tapeten anbringen, die kunstreich Scenen des Brandereignisses darstellten. Auf dem Hauptgemälde sah man Elwina händeringend am Fenster

stehen und Albert, sie zu retten, die Leiter hinanklimmen. Auch des treuen Johann war nicht vergessen.

Das Fest begann mit einem feierlichen Dankgottesdienste in der Schloßkapelle, dem die Herrschaft und alle Unterthanen von Fürsteneck und die zahlreich eingeladenen Freunde und Verwandten des Hauses beiwohnten. In der Predigt handelte der Herr Pfarrer von der allweisen Vorsehung Gottes, zog die Geschichte Alberts bis zu seiner Ankunft in Fürsteneck, und den Vorfall des unglücklichen Brandes daselbst auf das rührendste an, und machte zuletzt den Schluß: „daß Gott den Seinigen jederzeit Hilfe in der Noth sende.“

„Seht,“ sprach der würdige Priester unter anderm — „sehet, wie weise die göttliche Vorsicht oft ein Unglück gebraucht, um Andern wieder Glück und Hoffnung zu bringen. Albert mußte mit

seiner Mutter in Gefangenschaft gerathen, von ihr grausam getrennt und durch ihren Tod schmerzlich betrübt werden, sonst wäre er vielleicht nicht zu jener Stunde nach Fürsteneck gekommen, wo die Hilfe am nöthigsten war. Albert durfte auf seiner Heimreise von seinem Vater nichts mehr erfahren, sonst hätte er ja das geliebte Kind einer trostlosen Mutter nicht von dem so nahen und schrecklichen Feuertode erretten können. Beten wir also die allgütige Vorsehung Gottes desto inbrünstiger an, jemehr die Last unsers Elendes zunimmt, weil wir es ja nicht wissen, ob nicht unsere Leiden uns selbst oder Andern in der Folge eine Quelle des Glückes werden."

Zu solchen und noch mehr andern nützlichen Lehren gab das heutige Fest dem frommen Redner Anlaß. Und Viele verließen mit thränendem Auge die heilige Stätte, den kräftigen Vorsatz er=

fassend: „Alle Leiden dieses Lebens in Geduld und demuthsvoller Ergebung in den Willen des Allmächtigen ertragen zu wollen, weil der Himmel gar oft das größte Glück mit Unglück umhüllet, und allezeit für den Frommen auf ein stürmendes Gewitter wieder heitern, freudenvollen Sonnenschein folgen läßt; wenn auch nicht mehr in diesem Leben, doch desto gewisser in jenem andern bessern."

Nach beendigtem Gottesdienste führte Frau von Gutheim den Herrn Pfarrer und die übrigen Gäste in den reich geschmückten Tafelsaal. Jedermann bewunderte die schönen Wandgemälde und dabei tönte von allen Lippen das Lob des Helden der Geschichte. Dieser war heute seiner gewöhnlichen Dienstverrichtungen entbunden und saß als einer der gefeiertsten Gäste neben Elwinen an der Tafel. Sehr gut kleidete ihn der Husarenanzug, den ihm Frau von Gut-

heim genau nach Schnitt und Farbe der fürstlichen Leibgarde zur Feier des Tages neu hatte machen lassen und noch besser ließ ihm die Röthe bescheidener Scham, welche seine Wangen überflog, so oft das Gespräch seine Thaten in jener Schreckensnacht berührte. Sein demüthig niedergeschlagener Blick schien dann sagen zu wollen: „Nur durch Gottes Hilfe konnte ich Elwina der Mutter wieder schenken.“

Nach der Tafel verloren sich allmählig die Gäste und Frau von Gutheim benützte den Rest des schönen Herbstabends zu einem Spaziergang auf jene Anhöhe, von welcher herab sie vor Monaten dem scheidenden Gemahle nachgeblickt hatte.

Seit der Zeit lustwandelte sie gern dahin, und der aufmerksame Albert hatte, unter Johanns Anleitung, seiner Wohlthäterin an diesem ihren Lieblings=

plätzchen einen bequemen Rasensitz errichtet, den zwei Kastanienbäume mit weit ausgebreiteten Aesten traulich beschatteten.

Schon neigte sich die Sonne zum Untergange, als Frau von Gutheim, begleitet von Elwina, Heinrich und Albert, auf dem Gipfel des Hügels ankam. Unverwandt sahen Alle nach dem fernen, dunklen Walde hin, hinter dessen Wipfeln das golden strahlende Tagesgestirn langsam versank. Endlich brach Frau von Gutheim das Schweigen und sagte: „So, meine Lieben, sinken einst auch wir vom Leben zum Tode hinunter! Die liebe Sonne hat heute mit ihrem Lichte und ihrer Wärme in der ganzen Natur wieder so viel Gutes geschaffen. Wenn sie leben würde, wie wir, wenn sie denken könnte, wie der Mensch, der eine unsterblich göttliche Seele in sich trägt, so dürfte sie sich freuen, auch da

sie jetzt der Nacht Platz machen muß; denn das Bewußtseyn, Gutes gethan zu haben, erfüllt das Herz mit Ruhe und inniger Wonne! Nicht wahr, lieber Albert?“

Albert erröthete aufs neue. „Sehet,“ fuhr Frau von Gutheim fort, „auch der Mensch sinkt seiner Zeit unter, wie die Sonne. Aber nur, wer am Ende seines Lebens sich bewußt ist, daß er viel des Guten auf dieser Welt gethan und sein Gewissen vor aller Sünde bewahret hat, nur dieser kann getrost die Nacht seines Lebens — den Tod erwarten. Lebet denn so, meine lieben Kinder, daß ihr euch nicht vor dem Tode und noch desto weniger vor dem Gerichte Gottes fürchten dürfet, — daß vielmehr in der Ewigkeit für euch ein neues, herrliches Leben anhebt, gleichwie am nächsten Morgen die Sonne zur Freude der ganzen

Natur wieder mit Pracht und Glanz herauf steigen wird."

Die Abendluft fing an kühler zu wehen, und Frau von Gutheim kehrte mit den Ihrigen nach Hause zurück. Wenige Augenblicke später sprengte ein Eilpostreiter durch das Thor von Fürsteneck und überbrachte der Schloßfrau einen Brief von ihrem Gemahle. Nicht ohne Vorahnung des betrübenden Inhalts erbrach sie das Schreiben. Es lautete:

Meine theure Sophia!

Mit Recht sagte ich bei meinem Abschiede von Fürsteneck, daß Gott nur es weiß, wann und wo wir uns wiedersehen. Der Drang der Kriegsereignisse nöthiget den Fürsten, die Hauptstadt zu verlassen. Wenn du diese Zeilen liesest, bin ich mit ihm, den ich in dieser Noth nicht verlassen darf, auf der Flucht nach der Westgrenze des Reiches. Noch weiß

ich nicht, in welcher Stadt oder Burg wir unser Asyl finden werden. Die Leibhusaren begleiten uns als Schutzwache.

Wie ich befürchte, wird der Feind auch nach Fürsteneck kommen. Triff daher Anstalten, daß Du jeden Augenblick das Schloß verlassen kannst und richte in diesem Falle deine Reise, wie wir, nach Westen.

Was du mir vom Brande des Schlosses schriebst, hat mich tief ergriffen — nicht die Aufzählung der dabei verlornen Glücksgüter, sondern die Schilderung der drohenden Gefahr, in welcher das Leben unsrer Elwina schwebte. Wenn ich mir das geliebte Kind so mitten in den Flammen denke — unter stürzenden Balken und Mauern! Gott im Himmel, wie danke ich dir, der du mir, eben zur rechten Zeit, Hilfe sandtest. Halte, meine theure Sophia, den kühnen Retter El-

winens hoch in Ehren; lasse ihn nicht von Dir — erziehe ihn mit unsern Kindern. Der gute Albert soll erfahren, daß er keine Undankbaren sich verpflichtet hat.

Man ruft mich zum Fürsten. Lebe wohl, meine Sophia! Küsse mir die Kinder! Ich empfehle sie und dich dem Schutze des Höchsten. Durch seine Gnade hofft Euch wiederzusehen

Euer
liebender Gatte und Vater
Theobald von Gutheim.

„Ich muß mich zu neuem Kampfe mit dem Unglücke rüsten,“ sagte die bekümmerte Hausfrau, als sie den Brief ihres Gemahls durchlesen. „Der Feind im Lande — mein Gemahl auf der Flucht — unser friedlicher Herd hier von den Schrecken des Krieges bedroht! Doch — Gott hilft jederzeit den Seinigen,

sagt Albert." Mit diesen Worten klingelte sie Johann und theilte ihm die empfangenen Nachrichten mit.

„Gnädige Frau," sagte der treue Diener, „so eben komme ich vom Dorfe herauf, wo ich aus dem Munde Durchreisender erfuhr, daß der Vortrab des Feindes nur noch einen starken Tagmarsch von hier stehe. Wollet also ungesäumt den Rath eures Gemahls befolgen und Fürsteneck verlassen. Lange schon habe ich für diesen Fall vorgesorgt. Der Reisewagen steht bereit; Ihr dürft nur packen und anspannen lassen."

„Ach, Johann," seufzte Frau von Gutheim, „schwer trenne ich mich von diesen mir liebgewordenen Mauern."

„Glaubt mir," versetzte Johann, „daß es mir noch schwerer fällt, von Euch, meiner gütigen Gebieterin, und den lieben Kindern getrennt zu werden."

„Wie,“ rief Frau von Gutheim erstaunt aus, „du wirst uns allein gehen lassen? — uns nicht begleiten?“

„Es wäre unklug,“ entgegnete der erfahrne Greis, „wenn wir das Schloß leer stehen ließen. Fände der Soldat niemanden, der für seine Bedürfnisse Sorge trüge, ihm Speise und Getränk reichte . . . so würde er in Wuth gerathen und das ungastliche Haus von Grund aus zerstören. Lasset mich daher hier bleiben, die rauhen Gäste zu bewirthen; lasset mich diese Mauern beschützen, in welchen ich alt geworden — in welchen ich seit fünfzig Jahren, als Diener des Großvaters, Vaters und Sohnes, Zeuge der Tugend und Gottesfurcht ihrer Bewohner gewesen bin. Euch aber, gnädige Frau, junge Herrschaften, geleite Gott und führe Euch wohlbehalten wieder zurück in das Haus Eurer Väter!“

Die letzten Worte des Alten waren kaum mehr zu verstehen vor dem Schluchzen derjenigen, denen sein Abschiedsgruß galt. Er selber hielt nur mit Mühe seine Thränen zurück und entfernte sich unter dem Vorwande, die Anstalten zur Abreise treffen zu müssen. Noch in später Nacht verließ Frau von Gutheim mit den beiden Kindern und Albert das geliebte Fürsteneck.

Fünftes Kapitel.

Die Wandgemälde.

Unter den Einwohnern des Dorfes herrschte große Bestürzung, als sie am folgenden Morgen erfuhren, daß Frau von Gutheim abgereist sei. Sie waren gewohnt, an ihr keine stolze Herrin, sondern eine liebende Mutter zu besitzen. Um so schmerzlicher entbehrten sie ihre Anwesenheit jetzt, wo der Feind, und mit ihm Noth und Sorge vor der Thüre standen. „Man wird uns mißhandeln, ausplündern, unsre Häuser niederbrennen!“ hieß es, „wer soll dem Ungestüme der Soldaten wehren, da unsere Beschützerin, die Edelfrau, fort ist?“ Viele im Dorfe rafften schon ihr bischen Habe zusammen, um in die Wälder zu fliehen, als Johann vom Schlosse herabkam

und den Verzagten Muth einsprach. „Lebt denn der alte Gott nicht mehr?“ fing er an; „oder habt ihr das Vertrauen auf Ihn verloren? Ei, was wäret ihr für Christen! In aller Noth vertrau auf Gott, sagt das gute alte Sprüchlein. Er läßt ja die Seinigen nie untergehen. Auch eure Herrschaft hat euer nicht vergessen. Ich habe den Auftrag, die Aermeren der Gemeine aus den Vorrathskammern des Schlosses mit den nöthigen Lebensmitteln zu versehen, damit sie ihre ungestümen Gäste befriedigen können.“

„Tausend Dank unserer guten Herrschaft!“ riefen die Dorfbewohner, und an die Stelle der frühern Zaghaftigkeit war frischer Muth getreten.

„Wohlmeinend rathe ich euch Allen,“ fuhr Johann fort, „daß ihr die Soldaten mit freundlichen Gesichtern und dampfenden Schüsseln empfanget. Dann

habt ihr besseres Spiel mit ihnen. Wenn der Kriegsmann bei seinem Hauswirthe guten Willen sieht, begnügt er sich mit Wenigem, er müßte denn ein gar verwilderter Patron seyn. Wie du mir, so ich dir, heißt es. Doch da kommt die Schloßfuhre mit den Mundvorräthen!"

In der That sah man jetzt den wohlbekannten Wagen schwerbeladen sich heranbewegen. Mitten im Dorfe hielt er still, und alles legte Hand an, ihn der willkommenen Bürde zu entledigen. Unter der Aufsicht des Herrn Pfarrers und des Schulzen wurden die Lebensmittel an die Bedürftigen vertheilt. Als dieß geschehen war, mahnte Johann, daß nun jeder seine Küche bestellen solle, „denn," setzte er hinzu, „eh zwei Stunden vergehen, haben wir ungeladene Gäste."

Es dauerte auch nicht mehr lange, so sprengten ein Trupp feindlicher Reiter,

die Säbel quer im Munde tragend, in der Rechten die gespannten Pistolen haltend, zum Dorfe herein. Sie spähten sorgfältig, ob nichts Verdächtiges zu gewahren sei, und kehrten dann mit verhängten Zügeln zu den Ihrigen zurück. Bald darauf verkündeten schmetternde Trompeten und der donnernde Hufschlag vieler Rosse, den Anmarsch des Hauptcorps. Am Eingange der Dorfes empfingen der Herr Pfarrer, der Schulze und mehrere der angesehenen Einwohner die gefürchteten Gäste. Demüthig näherte sich die Deputation dem an der Spitze der Schaar reitenden Befehlshaber und flehte im Namen der Gemeine um Schonung, indem die Fürstenecker wehrlose Leute seien, die nichts Arges gegen die Truppen Seiner russischen Majestät im Schilde führten. Der Offizier warf einen forschenden Blick auf die Umgebung, und als ihm alles den friedlichen Sinn der

Dorfbewohner zu verkünden schien, wandte er sich gegen seine Leute und herrschte ihnen zu: „Bei Strafe der Knute *) erlaube sich Keiner Plünderung oder andere Gewaltthätigkeit, bis nicht der Befehl hiezu gegeben ist.“

Der Zug bewegte sich nun langsam bis in die Nähe der Dorflinde, hier machte ein donnerndes Halt des Oberoffiziers die Reihen stehen. Auf ein weiteres Kommandowort sprangen die Krieger von den Pferden und eilten, diese am Zügel hinter sich führend, den ihnen angewiesenen Quartieren zu. Nur eine kleine Abtheilung blieb im Sattel, um den Befehlshaber nach dem Schlosse zu geleiten.

---

*) Kurze russische Peitsche, aus vielen dünnen knotigen Riemen bestehend; Hauptverbrecher bekommen bis 100 Knutenhiebe und erliegen nicht selten dieser harten, schmerzlichen Strafe.

Nach rauher Soldatenmanier, mit klirrendem Sporn, klapperndem Säbel, polterten die Reiter in die Häuser hinein. „Schaff' Essen, Trinken, Bauer! Futter für unsere Pferde!" scholl es hinter den drohenden Schnurrbärten hervor. Die erschreckten Fürstenecker glaubten, ihr letztes Stündlein habe geschlagen. Aber nun zeigte sich's, wie gut der kluge Johann gerathen. Die Soldaten, welche überall höflich empfangen wurden, überall gedeckten Tisch und blinkende Flaschen fanden, ließen schnell von ihrem barschen Wesen ab und wurden fröhlich und guter Dinge. Hausvater und Hausmutter mußten beim Mahle den Ehrenplatz einnehmen, zuerst von den Speisen genießen, zuerst von den vollen Bechern nippen. Die Kinder wurden aus den Schlupfwinkeln hervorgeholt, in welche sie sich aus Furcht vor den Waffen und Bärten der fremden Männer verkrochen hatten,

und ließen sich bald gutwillig von diesen liebkosen und auf den Knieen schaukeln. Kurz die anfangs so wilden Krieger schienen plötzlich alt bekannte Freunde des Hauses, theilnehmende Mitglieder der Familien geworden zu seyn.

Johann hatte seine Gäste unter dem Schloßthore erwartet. Auf die Anrede des Befehlshabers: „Hier müssen wir verpflegt werden!" erwiederte der Alte höflich und mit freundlicher Miene, daß dieses nach besten Kräften geschehen solle.

Ladislaus Mastovsky — so hieß der feindliche Befehlshaber — schien jedoch den zuvorkommenden Empfang wenig zu beachten. Mit finstern, unheilverkündenden Blicken betrat er den Tafelsaal, wohin ihm Johann vorangegangen war. Er berührte nichts von den in Fülle bereit stehenden Erfrischungen, sondern warf sich mit den Worten: „Ich

will ungestört seyn!" auf das Sofa hin. „Unser Herr Rittmeister hat heut wieder Mucken!" flüsterte einer des Gefolges seinen Kameraden zu, indem er sich mit ihnen zurückzog.

„Köstliches Kriegsglück, das mich hieher führte!" fing Mastovsky an; als er allein war: „nun habe ich volle Gewalt, meinem Feinde zu schaden. Ehrenfester Herr von Gutheim! wie Sie mich auf dem Maskenballe zu Berlin einen naseweisen Burschen schalten, weil ich mich nach Ihrer Meinung zu vorlaut in Dero hohen Gegenwart geäußert hatte, ahneten Sie nicht, daß nach Jahren der verachtete Gelbschnabel Ihnen einen schmerzlichen Streich spielen könne. Sie nahmen damals die Ausfoderung, womit ich meiner gekränkten Ehre genug thun wollte, nicht an, feig vorwendend, Gesetz und Christenthum verböten den Zweikampf. So muß ich denn jetzt meine

Rechnung mit Ihnen abschließen! Und ich werd' es, so wahr ich Edelmann bin! Von Ihrem geliebten Ahnenhause hier will ich Ihnen keinen Stein auf dem andern lassen; es soll Ihnen nicht mehr davon bleiben, als mir von meinem ächten Leipziger Knaster hier." Dieses sagend klopfte er die Asche aus der Pfeife, welche er während seines Selbstgespräches leer gebrannt hatte.

„Aber wie kommt es doch," fuhr er nach einer Pause fort, „daß ich in dem Augenblicke, wo ich meine Rache zu befriedigen gedenke, mich gar nicht recht froh fühle? daß ich im Gegentheile mit der ganzen Welt, ja mit mir selbst unzufrieden bin? Sonderbar! man sagt doch, die Rache sei süß. Oder sollte etwa meine Mutter Recht gehabt haben, als sie mich lehrte, vergeben sei süßer als strafen?"

Nach einigen Minuten tiefsinnigen

Schweigens sprang Mastovsky vom Sofa auf und begann mit hastigen Schritten den Saal zu durchmessen. „Es wäre doch Thorheit," sagte er, „wenn ich die schöne Gelegenheit, mich zu rächen, unbenützt vorbeistreichen ließe. Mein Feind würde sich über meine einfältige Gutmüthigkeit nicht wenig lustig machen. Ich muß ihm diesen Spaß verderben. Auch kann ich nicht mehr schonen, wenn ich auch wollte. Ich habe meinen Leuten versprochen, ihnen Fürsteneck preiszugeben; sie dürfen ihren Anführer nicht wortbrüchig finden."

Während er so sprach, fiel sein Blick von ungefähr auf jenes der Wandgemälde, welches den kleinen Albert zeigte, wie er am Morgen nach der Brandnacht Gott dafür dankt, daß Er ihn als das Werkzeug zur Rettung eines Menschenlebens gebraucht hatte. Von dem Ausdrucke wahrer Andacht und

Frömmigkeit in der Miene des betenden Knaben überrascht, blieb Mastovsky wie eingewurzelt vor dem Bilde stehen. „Ach,“ seufzte er, „es gab eine Zeit, wo auch ich beten konnte, wie dieser liebliche Knabe. Meine Mutter hatte mich's gelehrt; sie lehrte mich auch, an den Mittler zu glauben, meinen Nächsten zu lieben und die Tugend über alle Güter der Erde zu schätzen. Damals war ich glücklich. Leider verlor ich die treue Führerin viel zu früh durch den Tod. Die Welt wurde nun meine Lehrmeisterin. Sie sagte mir, Gott und der Heiland seien nur eine Erfindung kluger Männer, um durch den Glauben an diese mächtigen Wesen das gemeine Volk im Zaume halten zu können — lieben müsse man vor Allem sich selbst und seinen Nutzen — Tugend endlich sei ein hohles nichtiges Ding, um dessentwillen kein gescheidter Mensch Gold und Macht hint-

ansetzen werde. O, ich war ein nur zu gelehriger Schüler — — und wurde unglücklich!"

Der Rittmeister ging nun von Gemälde zu Gemälde. Ueberall sah er denselben Knaben die Hauptrolle spielen — hier als Lebensretter, dort als für diese Rettung Gefeierter. „Die Schildereien," sagte Mastovsky, „stellen gewiß ein wichtiges Familienereigniß vor. Ich erkenne deutlich den alten Diener des Hauses; diese Dame ist zweifelsohne die Gemahlin meines Feindes und die Mutter der beiden Kinder hier. Gutheim selbst bemerke ich nirgends; vermuthlich nahm er an der Begebenheit nicht Theil. Wer mag aber dieser Knabe seyn, den die Gemälde als den Helden der Geschichte darstellen? Zur Familie gehört er nicht; dazu ist er mir zu ärmlich gekleidet. Seine Züge kommen mir bekannt vor! sie erwecken mir bittere Erinnerungen.

Ach, das ist schon hiernieden die Strafe des Sünders, daß er an seinem Lebenswege überall die Denksteine seiner bösen Thaten findet!"

In diesem Augenblicke gewahrte Mastovsky die in Goldbuchstaben glänzende Ueberschrift des Hauptgemäldes:

Gott hilft jederzeit den Seinigen!

„Himmel!" rief er betroffen aus, „dies ist der Wahlspruch Albert Kühn's. Armer Waise, den ich unbarmherzig aus dem Hause meines Vaters verstieß, treff' ich dich hier wieder — und so! Ich muß mir nähern Bericht über deine wackere That verschaffen."

Er zog an der Klingel, und Johann erschien. Auf das Befragen des Rittmeisters erzählte er umständlich die Geschichte des Brandes von Fürsteneck, und so oft er auf Albert zu sprechen kam, suchte Mastovsky's Blick das Bild des betenden Knaben, welches ihn vorzüglich

zu fesseln schien. Nachdem der Alte geendet und das Zimmer wieder verlassen hatte, trat jener dicht vor das Gemälde und hob an: „Guter Albert! als ich dir beim Abschiede mit höhnenden Worten zurief: Glück auf die Reise! vom Niemen bis an die Donau ist ein weiter Weg, für einen, der keinen Deut im Sacke hat — entgegnetest du mir: ich verzage nicht, gnädiger Herr! ich gehe mit Gott und Gott hilft jederzeit den Seinigen. Und in der That war Gott mit dir und führte dich in dieses Schloß, um durch dich ein theures Menschenleben zu retten. Als später ich das Vaterhaus verließ, ging ich nicht wie du, lieber Albert, mit Gott, sondern mein Herz war ganz erfüllt von eitlem Durste nach Ruhm und Gold. Auch meine Schritte leitete die Vorsehung in dieses Schloß; aber ich kam, das Herz von Rachsucht

vergiftet, um zu rauben, zu zerstören. Du, mein junger Freund, trägst jetzt als Lohn deiner schönen That den Himmel in deiner Brust; mein Inneres aber zerfleischen nagende Gewissensbisse. Gottes Friede ist von mir gewichen, denn ach! ich bin nicht von den Seinigen."

„Doch was hindert mich, zu dem Hirten zurückzukehren, von dessen Heerde ich mich verirrt habe? Die Pforten der Gnade stehen ewig offen, lehrte mich meine gute Mutter, und im Himmel ist mehr Freude über einen bekehrten Sünder, als über neun und neunzig Gerechte. So will ich denn neben dem Bilde meines guten Engels hier, dessen edles Beispiel mich von dem Wege des Verderbens zurückgebracht hat — so will ich denn in den Staub hinfallen und rufen: Vater, hier ist dein verlorner Sohn wieder!" Mit diesen Worten sank Mastovsky auf die Kniee nieder und flehte zu dem

Allgütigen um Erbarmung und Vergebung, während Thränen der innigsten Wehmuth seine Wangen überströmten.

Der reuige Krieger hatte eben getröstet vom Gebete sich erhoben, als es an der Thüre pochte und ein Offizier der Reiterschaar hereintrat und meldete, daß die Soldaten mit Ungeduld den Befehl zur Plünderung erwarteten. „Des Dorfes," fuhr er fort, „wollten sie gern schonen, weil sie von den Einwohnern mit freundlicher Gastlichkeit empfangen worden wären; in Betreff des von der Herrschaft verlassenen Schlosses aber, sei ihrer Meinung nach keine Ursache zur Milde vorhanden, und sie erlaubten sich also, den Herrn Rittmeister an sein Versprechen zu mahnen."

Mastovsky erwiederte: „Wenn meine Leute keinen Grund haben, das Schloß zu verschonen, so habe aber ich einen um so kräftigern. Ich fand hier in die-

sem Saale, an dieser Stelle den seit langem verlornen Seelenfrieden wieder, und solche unschätzbare Wohlthat will ich nicht mit Raub und Brand vergelten. Das Schloß wird nicht geplündert, Herr Lieutenant! damit ich aber meinen braven Soldaten dennoch Wort halte, so will dafür ich mich plündern lassen." Dieses sagend öffnete er seinen Mantelsack, nahm zwei Rollen Dukaten heraus und reichte sie dem Offizier. „Theilen Sie," fuhr er fort, „das Gold unter meine Leute. Verschweigen Sie aber, daß es von mir komme; sagen Sie, man habe sich damit von der Plünderung losgekauft. Und hören Sie — in einer Stunde brechen wir auf!"

Der Offizier, welcher sich das ungewöhnliche Benehmen seines Obern und die an ihm noch nie bemerkte Großmuth schlechterdings nicht erklären konnte, kehrte ganz erstaunt zu den Soldaten zurück.

Eben so verwundert war Johann, als Mastovsky beim Aufbruche, der pünktlich zur festgesetzten Zeit erfolgte, ihm noch vom Pferde herab mit der Hand winkte und zurief: „Sage deinem Herrn, er verdanke den Wandgemälden im Tafelsaale, daß sein Schloß in diesem Augenblicke kein Schutthaufe ist.“

Sechstes Kapitel.

Das Wiedersehen.

Frau von Gutheim hatte, der Anweisung ihres Gatten gemäß, sich mit den Ihrigen nach der Westgrenze des Landes gewendet. Am letzten Tage ihrer Reise stießen unsere Flüchtlinge häufig auf Abtheilungen vaterländischer Soldaten, welche eilfertig dem Feinde entgegenzogen. Der kleine Heinrich hatte seine Freude an dem schmucken Aussehen der Krieger und ihren blanken Waffen; vorzüglich gefielen ihm die Reiter auf ihren muthigen Streitrossen. Als aber die Mutter ihn erinnerte, daß diese Leute ihre Gewehre trügen, um damit auf Menschen zu hauen und zu schießen, verwandelte sich Heinrichs Wohlgefallen schnell in Abscheu. „O die Garstigen,“

rief er aus, „wie können sie so gegen ihre Nebenmenschen verfahren! Sagt nicht Christus der Herr, wir sollen unsern Nächsten lieben, selbst unsern Feind, und ihm nur Gutes thun? Und diese wollen ihre Brüder morden? Pfui über die Unchristen!"

„Kind, das verstehst du nicht!" entgegnete Frau von Gutheim. „Der Soldat geht nicht aus eigenem Antriebe seinem Bruder an's Leben; es ist die Pflicht seines Standes. Er muß von Fürst und Vaterland die Angriffe des Feindes abwehren, und dieß kann er nur durch Gewalt — durch die Waffen. Traurig genug, daß die Völker noch bis zur Stunde kein anderes Mittel wissen, ihre Streitigkeiten unter sich auszumachen, als den leidigen Krieg."

Albert ließ bei diesen Worten einen tiefen Seufzer vernehmen.

„Ach, mein Lieber," wendete sich

Frau von Gutheim theilnehmend an ihn, „du weißt aus Erfahrung, welch ein Uebel der Krieg ist. Du hast durch ihn Vater und Mutter verloren — und bist nun eine arme Waise. Und seht, uns selbst hat er von dem lieben Vaterherde vertrieben, welcher vielleicht in diesem Augenblicke von rohen Kriegern entweiht und zerstört wird. Unheil, nichts als Unheil bringt der böse Krieg über die Erde. Er verwüstet ganze Strecken Landes und überschwemmt sie mit Menschenblut, unter seiner Brandfackel sinken Paläste und Hütten in Asche, er beraubt Tausende ihres Obdaches, ihrer Habe, ihres ganzen Lebensglückes. Kinder, laßt uns täglich zu Gott flehen, daß er diese Plage von uns hinwegnehme und der Erde wieder Frieden schenke!"

Während dieses Gespräches war es Abend geworden und die Reisenden erreichten ein unfern der Grenze gelegenes

Posthaus, das sie sich zur Zufluchtsstätte auserseheen hatten. Herr Schnell, der Postmeister, welcher dem Herrn von Gutheim viel zu danken hatte, empfing die Familie seines Gönners mit unverstellter Freude. Er schätzte sich glücklich, daß ihm die Gelegenheit gegeben war, nun in etwas die empfangenen Wohlthaten vergelten zu können; denn er war eine der edlen Seelen, welche Undank für das schwärzeste Laster halten. Bereitwillig trat er den lieben Gästen sein eigenes Zimmer ab — das einzige, über welches er noch verfügen konnte, indem die übrigen alle von hohen und niedern Offizieren besetzt waren. Den folgenden Morgen ließ er sich's das erste Geschäft seyn, der Familie eine Wohnung in dem ruhigern Hinterhause einzurichten, und so sehr er auch von den fortwährend durchpassirenden Truppen und Reisenden in Anspruch genommen war, kam er damit doch noch an

demselben Tage zu Ende. Unter Aeußerungen des wärmsten Dankes bezog Frau von Gutheim das trauliche Asyl.

Der gute Postmeister hinterbrachte seinen Schützlingen fleißig Nachrichten von dem Stande der Dinge; aber von Tag zu Tag lauteten diese bedenklicher. Die feindlichen Heere rückten immer näher an einander, und es konnte nicht lange mehr dauern, so mußte es zu einem entscheidenden Schlage kommen. Frau von Gutheim war, wie man sich denken kann, in der größten Unruhe. Ihr und der Ihrigen Zukunft hing von dem Ausgange der bevorstehenden Schlacht ab, und wer weiß im Voraus, auf welche Seite der Sieg fällt, als nur allein Derjenige, der die Schicksale der Völker in seinen Händen hält?

Eines Mittags bemerkte die Geheimräthin größere Regsamkeit als je im Posthause. Kouriere kamen an und

sprengten ab; Soldaten und Hausgesinde rannten lärmend durch einander; es mußte etwas Wichtiges vorgefallen seyn. Eben wollte sie vom Fenster herab einen der unten sich Herumtreibenden fragen, was es gebe, als sie den Postmeister mit großen Schritten über den Hof herzueilen sah. Er bemerkte die Geheimräthin kaum am Fenster, so riß er die Mütze vom Kopfe, warf sie hoch in die Luft und rief: „Viktoria, gnädige Frau! ich bringe gute — excellente Nachrichten.“ Bald darauf trat er halb athemlos in's Zimmer, und fing an zu berichten, wie daß nun alle Gefahr vorüber sei und die Feinde plötzlich zu Freunden geworden wären. Es habe nämlich der gnädigste Landesfürst die gegenwärtige günstige Gelegenheit benützt, die Sache der weltzerstörenden Franzosen zu verlassen und sich, wohin ihn sein deutsches Herz längst gezogen, auf die Seite der siegreichen

Russen und Preußen zu schlagen. Die vaterländischen Krieger zögen nun in Gemeinschaft mit ihren ehemaligen Feinden dem Rheine zu. „Hurrah Paris! lautet jetzt das Losungswort,“ schloß der Postmeister begeistert; „es kann wohl geschehen, daß ich alter Knabe noch das Gewehr von der Wand nehme und mich unter die Freiwilligen melde.“

„Der Fürst, der Fürst!“ riefen jetzt viele Stimmen draußen. Herr Schnell, Frau von Gutheim, die Kinder — Alle eilten dem Erlauchten entgegen. Eine Schaar Leibhusaren kam angesprengt; bald nach ihnen rasselte der hochgepackte Reisewagen zum Hofthore herein. Fürst Sigmund stieg, freundlich in die Runde grüßend, aus dem Schlage; ihm — folgte sein treuer Geheimrath von Gutheim. „Elwina, — Heinrich — der Vater!“ rief die Geheimräthin aus und flog in der Freude des

Wiedersehens, selbst des Fürsten Gegenwart vergessend, ihrem Gatten an den Hals. Die Kinder folgten ihrem Beispiele.

Erst nach geraumer Zeit fiel es den Glücklichen ein, daß, indem sie sich ohne Rücksicht auf den Fürsten ganz ihrer Freude überließen, sie einen groben Verstoß gegen die Regeln der Hofsitte begingen. Der Geheimrath stammelte Entschuldigungen. „Lassen Sie das gut seyn," erwiederte der menschenfreundliche Herrscher lächelnd; „ich bin selbst Gatte und Vater — ich habe mich mit Ihnen gefreut."

Frau von Gutheim erinnerte sich jetzt Alberts, der in bescheidener Entfernung der Scene zugesehen hatte. Sie nahm den Knaben bei der Hand und führte ihn ihrem Gemahle vor, mit den Worten: „Hier, mein Lieber, bringe ich dir den Retter unserer Elwina!"

„Herzlich, herzlich willkommen, mein theurer junger Freund!“ sagte der Geheimrath, und schloß den Knaben in seine Arme. „Empfange den Dank eines Vaters, dem du ein liebes Kind gerettet hast!“

„Und dazu den Dank eines Mannes, dem du mehr als ein Kind, dem du die unsterbliche Seele rettetest,“ fiel ein Fremder ein, indem er sich herzudrängte, und seine Hände, gleichsam wie segnend, auf Alberts Haupt legte.

Verwundert sahen die Anwesenden diesem Thun zu; Albert wendete sich um und rief, den Fremden erkennend: „Herr von Mastovsky!“

„Ich bin es,“ sagte dieser, des Knaben Hand fassend, „bin der Hartherzige, welcher dich mit Hohnworten aus seinem Hause stieß. Und du hast mich dafür auf den Weg des Heils zurückgeführt, hast Böses mit Gutem vergolten.“

„Hört einmal, lieben Leute,“ warf jetzt Fürst Sigmund dazwischen, „nehmt mir's nicht übel, aber ihr kommt mir fast wie toll vor. Was habt ihr mit diesem Knaben? Einer nennt ihn den Retter seines Kindes, der andre gar den Retter seiner Seele. Wer sollte diesem schlichten Jungen solche Dinge zutrauen! Löset mir das Räthsel!“

Herr von Gutheim erzählte nun dem Fürsten die oft berührte Brandgeschichte, und als er geendet hatte, nahm Mastovsky das Wort und gestand frei und offen, was sich mit ihm auf dem Schlosse Fürsteneck begeben. „Ich schäme mich nicht,“ schloß er, „hier vor allen Versammelten laut zu bekennen, welchen tiefen Eindruck jene Wandgemälde im Tafelsaale auf mich machten und daß ich, von diesem Eindrucke überwältigt, neben dem Bilde des betenden Albert bereuend und Gottes Erbarmung anflehend in den

Staub hinsank. Möge jeder Verirrte an seinem Abwege einen solchen Warner finden!"

„Lieber Albert," sagte der Geheimrath, indem er den Knaben auf's neue liebkoste, „so haben wir dir auch die Erhaltung unseres Schlosses zu verdanken! Denn nun erst ist mir klar, was Herr von Mastovsky mit jenen Worten sagen wollte, die er dem alten Johann beim Abschiede zurief. Der Getreue theilte mir sie in einem Briefe mit, ohne ihren Sinn verstanden zu haben."

„Allerdings ist es dieses trefflichen Knaben Verdienst," bekräftigte Mastovsky, „daß Fürsteneck nicht in Flammen aufloderte. Ich kam dahin, voll finsterer Rachegedanken! Sie wissen — jene Geschichte von Berlin! Ich dachte mit Brand und Plünderung zu vergelten — ich war ein böser, böser Mensch! Können Sie vergeben?"

„Vergessen und vergeben,“ erwiederte Herr von Gutheim und reichte Mastovsky die Hand, welche dieser gerührt ergriff und an's Herz drückte.

Fürst Sigmund, welcher den Beiden mit steigender Theilnahme zugehört hatte, näherte sich jetzt Albert, kneipte ihm wohlwollend die Wange und sprach: „Bei Gott, Junge, du hast, obwohl noch kaum den Kinderschuhen entwachsen, doch schon so viel Gutes gestiftet, daß ergraute Männer dich um deine Verdienste beneiden müssen. Du hast ein Leben gerettet, einen Sünder bekehrt, alte Feinde versöhnt. Sage mir einmal, Wundermensch — denn aus den Erzählungen dieser Herrn kenne ich dich nur unter der Bezeichnung, „der liebe Albert, der gute Albert“ — wie nennest du dich mit dem Namen deines Vaters?“

„Albert Kühn,“ versetzte der Knabe bescheiden.

„Albert Kühn?“ wiederholte eine Stimme, und zu gleicher Zeit sah man den Anführer der Leibhusaren vom Pferde springen, herbeieilen, den Knaben einen Augenblick betrachten, ihn dann an sich reißen, küssen — hörte rufen: „Mein Sohn, mein Albert!“ — hörte mit einem Freudenschrei antworten: „Vater, du lebst!“ — — Doch welche Feder schildert ein solches Wiedersehen?

Die Zeugen dieses unerwarteten Auftrittes fühlten sich auf's höchste überrascht und erschüttert. Kein Auge blieb trocken. Fürst Sigmund sagte, indem er eine Thräne zwischen den Wimpern zerdrückte: „Nie erlebte ich einen schönern Tag.“

Vater Kühn war nicht in jener Schlacht geblieben, wie Albert und die Mutter geglaubt hatten. Durch die Schaaren des siegenden Feindes von seinen Angehörigen abgeschnitten, dann un=

aufhaltsam von der wilden Flucht mit fortgerissen, mußte er Weib und Kind, wiewohl mit blutendem Herzen, zurücklassen. Im Verlaufe der Zeit spielte der Krieg sich nach Deutschland herein; Kühn stieg durch seine Tapferkeit empor und war vor kurzem als Rittmeister zu den Leibhusaren gekommen — aber von den Seinigen, so eifrig er allenthalben nach ihnen forschte, sah und hörte er nichts mehr. Er hielt sie für todt, wie sie ihn für todt gehalten, bis der Zufall — doch was sage ich — bis Gottes wunderbare Führung heute Vater und Sohn wieder vereinigte. Leider war für jenen die Freude des Wiedersehens nicht ganz ungetrübt, denn er erfuhr nun aus dem Munde Alberts die Gewißheit von dem Tode der geliebten Gattin.

Nachdem der Fürst und alle Anwesenden den Beiden mit herzlicher Theil-

nahme zu ihrem Wiederfinden Glück gewünscht, ging die ganze Gesellschaft in's Posthaus. Der Fürst, von der Reise ermüdet, zog sich bald in seine Gemächer zurück; die Gutheimischen, die Kühn und Mastovsky aber blieben bis spät in die Nacht beisammen; sie hatten sich zu viel zu fragen, zu erzählen, mitzutheilen. Mastovsky gab bei dieser Gelegenheit Aufschluß, wie er hierher gekommen. Er war wenige Tage nach seinem Abzuge von Fürsteneck durch einen Unfall in Gefangenschaft gerathen. Indeß hatte er den Verlust seiner Freiheit nicht lange zu bedauern. Fürst Sigmund schloß, wie wir schon wissen, Allianz mit Rußland und Mastovsky's Feinde wurden nun seine Freunde. Im Begriffe, sein Regiment wieder aufzusuchen, kam er fast zu gleicher Zeit mit dem Fürsten vor dem Posthause an, und wurde

Zeuge und Theilnehmer der Ereignisse, die da geschahen.

„Wie weise und gütig lenkt doch Gott die Schicksale der Menschen!“ sagte Herr von Gutheim.

„Er hilft jederzeit den Seinigen,“ fügte Albert bei.

Die Geschichte eilt ihrem Ende entgegen. Der Fürst kehrte in die Residenz zurück, die Familie Gutheim auf ihr Schloß. Mit welcher Freude sie da von dem getreuen Johann und von allen Unterthanen empfangen wurde, läßt sich leicht ermessen. Vater Kühn und Mastovsky kämpften an der Spitze ihrer Schwadronen ruhmvoll gegen Frankreich, bis der Pariser Frieden dem langen Blutvergießen ein Ende machte. In der Zwischenzeit hatte Albert auf Kosten des Fürsten, der dem edlen Knaben seine

ganze Gunst geschenkt, in einem öffentlichen Institute Bildung und Unterricht erhalten. Das wackere Husarenkind machte in Tugenden und Kenntnissen alle Fortschritte, die man von ihm gehofft hatte. Zum Jünglinge herangereift, bezog Albert die Landesuniversität, um sich den Rechtswissenschaften zu widmen; denn zum Soldatenleben hatte er keine Lust. Gegen das Beispiel so vieler Anderer, blieb er mitten unter dem wilden Treiben, welches damals die Hochschulen Deutschlands zu gefährlichen Aufenthaltsorten machte, der Religion und seinen Büchern getreu. Als er die Universität verließ, durfte er sich nicht den Vorwurf machen: „Ich habe meine Zeit und Jugendkraft vergeudet!"

Mastovsky war nach beendigtem Feldzuge auf seine Güter in Polen zurückgekehrt, und hatte nichts eiliger zu thun, als die Leibeigenschaft aufzuheben,

unter welcher nach Landessitte bisher seine Unterthanen geschmachtet hatten. Ueberhaupt wurde er, der zuvor launische und harte Zwingherr, nun ein wahrer Freund und Vater seiner Untergebenen und diese so fern von Deutschland wohnenden Leute spürten noch die wohlthätigen Folgen von Alberts schöner That. Ein guter Mensch gleicht einem Samenkorne, aus welchem viele Fruchthalme emporsprießen.

Der alte Kühn hatte die Freude, seinen Sohn, ehe dieser noch das fünf und zwanzigste Jahr erreicht hatte, bereits mit dem ehrenvollen Amte eines fürstl. Regierungsrathes bekleidet zu sehen. Albert, sobald er sich in diesem würdigen und reichlich nährenden Verhältnisse sah, warb um Elwinens Hand; die Herzen der beiden jungen Leute waren schon lange durch innige Bande verknüpft. Mit Freuden willigten Herr von Gut-

heim und seine Frau in diese Verbindung; sie wünschten sich Glück zu dem edlen, von seinem Fürsten und allem Volke hochgeachteten Schwiegersohne. Auf Fürsteneck wurde mit großem Jubel die Hochzeit gefeiert. Es gab im ganzen Lande kein liebenswürdigeres, tugendhafteres und glücklicheres Paar, als Albert und Elwina. Der Himmel war sichtlich mit ihnen bis an ihr Lebensende; denn

Gott hilft jederzeit den Seinigen!

Albert Kühns
Lehren an seine Söhne. *)
Ueber das Lebensglück.

Meine Lieben!

Euer, wie aller Menschen, Bestreben ist, glücklich zu werden. Aber was ist das Glück? Tausende werden euch

---

*) Albert Kühn hatte aus seiner glücklichen Ehe mit Elwina zwei Söhne, die er als liebender und pflichttreuer Vater sorgsam zu allen Tugenden erzog. In der Zeit, als Anton und Theobald, so hießen die beiden Jünglinge, auf dem Gymnasium zu R. . . . . studierten, erhielten sie eines Tages einen Brief von ihrem Vater, der als Einschluß obigen lehrreichen Aufsatz enthielt, welchen wir unsern jungen Lesern zu ihrem Nutzen mittheilen zu müssen glaubten.

auf diese Frage zurufen: „Reichthum ist Glück!“ — andere Tausende: „Hoheit, Rang, Adel geben Glück.“ Ich, euer Vater, euer treuester und wohlmeinendster Freund, sage euch: jene Stimmen trügen! Wenigstens vermögen Macht, Rang und Schätze nicht allein, nicht bloß durch sich selbst, glücklich zu machen. Es bedarf dazu noch anderer höherer Güter. Man kann mächtig, adelig, reich seyn, ohne darum glücklich zu seyn; dagegen sehen wir Leute, die obwohl niedrig geboren, arm und unbeachtet, dennoch glücklich sind. Die Geschichte, die tägliche Erfahrung liefern für die Wahrheit dieser Angabe zahllose, unumstößliche Beweise. Der gerechte und gütige Gott hat das Glück des Menschen nicht auf Dinge außer dem Menschen gegründet, nicht von den Launen äußerer Vortheile und Vermögensumstände abhängig gemacht — nein! er legte den

Keim des Glückes in das eigene Innere des Menschen, und es hängt also, o tröstlicher Gedanke! von uns selbst ab, glücklich zu werden. Wir dürfen es nur wollen, nur eifrig es erstreben — das heißt, wir dürfen nur mäßig, heiter, arbeitsam, haushälterisch, wohlthätig und religiös seyn; denn die Gesundheit (die Tochter der Mäßigkeit), die Heiterkeit des Gemüthes, die Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Wohlthätigkeit und Gottesfurcht sind die vornehmsten Quellen des wahren Glücks.

Die Gesundheit ist gewiß eines der vorzüglichsten Güter des menschlichen Lebens. Der Gesunde kann jeden Unfall ertragen, und im Zustande von Mangel sich noch wohl befinden und glücklich seyn. Für den, der dieses unschätzbaren Gutes beraubt ist, gibt es keine Größe, keinen Reichthum, keine Ehre; alle Güter dieser Erde werden ihm fad und ge-

schmacklos. Er ist sich und andern zur Last. Aber, höre ich euch fragen, ist denn die Gesundheit ein Geschenk, welches man sich selbst geben kann? Das nicht, denn mancher Mensch kommt schon mit siechem Leibe zur Welt; aber man kann, durch Gottes Gnade im Besitze dieses werthvollen Gutes, es sich erhalten. Es ist in unserer Macht, die Körperkräfte durch beharrliche Uebung und Anstrengung zu entwickeln, unserm Blute durch den Genuß einfacher Nahrungsmittel die natürliche Reinheit zu bewahren; es ist in unserer Macht, enthaltsam zu seyn, es ist endlich in unserer Macht, den Leidenschaften, diesen größten Feinden der Gesundheit, einen strengen Zügel anzulegen. Meidet die Trägheit, die Leckerhaftigkeit, die Unmäßigkeit im Essen und Trinken, den Zorn, den Neid, die Rachsucht und alle andern bösen Launen und Neigungen, und ihr werdet euch des Gutes der

Gesundheit zuverläßig viel länger zu erfreuen haben, als diejenigen, welche dagegen handeln.

Die Heiterkeit ist eine natürliche Verwandtin der Gesundheit. Jeder weiß aus Erfahrung, daß nichts auf der Welt den Kranken angenehm unterhalten und wahrhaft erfreuen kann, während die Gesundheit selbst zur Freude stimmt, Heiterkeit um sich her verbreitet und das Glück erleichtert. Aber glaubet ja nicht, daß das körperliche Wohlseyn allein genüge, die Heiterkeit zu erzeugen. Wahre Fröhlichkeit und Heiterkeit findet sich nur bei dem, der neben einem gesunden Körper auch ein gesundes unverdorbenes Gemüth besitzt. Nur ein durchaus wackerer und guter Mensch kann so recht von Herzen lachen und sich freuen. Die Heiterkeit des Geistes ist nur da, wo ein gutes Gewissen ist. Sehr im Irrthume ist die sogenannte große

Welt, welche die Freude an der vollen Tafel, bei Lustgelagen, oder im Ballsaale sucht. Die eigentliche natürliche Lebensheiterkeit bleibt in diesen glänzenden Versammlungen ein unbekannter Gast. Umsonst bestrebt man da sich zu zerstreuen, zu betäuben, zu belustigen; der Kern dieser vergifteten Freuden enthält stets Trauer und Bitterkeit. Es bedarf der äußern Freude und des äußern Glückes sehr wenig für den, der das Glück der Freude in seinem Herzen trägt.

Die Arbeit gehört zu den hauptsächlichsten Quellen des Glückes. Hervorbringen ist die schönste aller Kräfte. Aus nichts etwas erschaffen, kann nur Gott allein; aus Wenigem und Geringem Viel und Bedeutendes machen kann der Mensch, und dieses Hervorbringen verschafft ihm einen der größten und reinsten Genüsse. Der Gelehrte, welcher die

Wissenschaften durch eine nützliche Erfahrung bereicherte, der Künstler und Handwerker, unter deren fleißigen Händen ein gelungenes Werk entstand, empfinden die vollkommenste Genugthuung, und den süßesten, und wahrhaftesten Genuß, dessen ein menschliches Herz fähig ist. Der eigentlich Unglückliche ist nur, wer gar nichts hervorzubringen im Stande ist. Das Gefühl seiner Unfähigkeit drückt und quält ihn ewig und verleidet ihm das Leben, wenn er mit äußern Glücksgütern auch noch so reich gesegnet ist. Durch Arbeit machen wir uns der Mitwelt nützlich und nothwendig; Arbeit erhebt die Seele und stärkt sie gegen das Laster; Arbeit macht geachtet und geehrt; sie bringt mit treuer Hand alles Nothwendige in das Haus, verschafft des Ueberflüssigen viel und führt bisweilen sogar den Reichthum über die Schwelle des Fleißigen. Arbeit lehrt den großen Werth der Zeit

kennen; für den Arbeitsamen ist die Zeit eine Freundin, während sie dem Müssiggänger eine Last ist. Durch die Arbeit allein wird die Ruhe zu jener großen Wohlthat für uns. Erst nach gethaner Arbeit ist gut ruhen, sagt das Sprüchwort. Arbeit stört nie das Glück eines Menschen, sie wird es im Gegentheile stets begründen und vervollkommnen.

Arbeit schafft Vermögen, aber dieses Vermögen bleibt todt oder zersplittert sich wieder, wenn nicht Sparsamkeit, dessen Gebrauch gehörig regelt. Ein altes Sprüchwort sagt: „Fleiß legt den ersten Heller an, aber Sparsamkeit allein kann die übrigen Heller dazu legen.“ Sparsamkeit ist eine weise Mutter, welche die Früchte der Arbeit redlich und umsichtig vertheilt; sie bewilliget den wirklichen Bedürfnissen stets, was sie den Scheinbedürfnissen geradezu versagt. Sie verlangt nicht nur, daß jede Ausgabe un-

serm Vermögen angemessen sei, das heißt, daß wir nicht mehr ausgeben, als wir einnehmen — sondern sie legt uns auch einen Nothpfennig zurück, den wir im Falle unvorhergesehenen Unglücks hernehmen können. Dadurch vorzüglich beweist sie sich als eine wahre Beförderin unsers Glückes, denn so wenig große Reichthümer zu unserm Glücke erforderlich sind, eben so wenig kann auch dagegen das Glück da bestehen, wo bitterer Mangel auf der Haushaltung lastet.

Der Schöpfer legte in uns Menschen ein Mitgefühl, welches macht, daß wir die Leiden Anderer stets schmerzlich empfinden, und uns antreibt, sie zu mildern. Ein Herz, welches nur seine eigenen Leiden empfindet, nur von eigenen Uebeln schmerzlich angeregt wird, ist ein unnatürlich entartetes Herz. Heil dagegen den Herzen, welche von wahrer Menschenliebe entbrennen, welche mit unerschöpf=

licher Milde ihr ganzes Leben der Hilfeleistung der Armuth widmen. Wahrlich, schöner und belohnender ist nichts, als die *Wohlthätigkeit*! Von allen Glücklichen, welche wohlthätige Menschen während ihres Lebens gemacht haben, wurde gewiß keiner wahrhaft glücklicher, als sie *selbst* dadurch es geworden sind. Das Glück, Wohlthaten zu verbreiten, ist ja stets weit größer, als das Glück, Wohlthaten zu empfangen. Könnte irgend etwas den Hang nach Macht und Reichthümern entschuldigen, so wäre es die Sehnsucht, dem Nebenmenschen nützlich zu seyn, den Schwachen und Unterdrückten zu beschützen, den Unschuldigen zu retten, dem Bedürftigen zu Hilfe zu kommen. Aber auch dem Geringen, dem minder Begüterten wurde die Macht, wohlzuthun, diese schönste aller Gaben der Erde. Gibt es denn nur ein einziges Mittel, dem Unglücklichen zu helfen?

Hätte wirklich das Geld allein das köstliche Vorrecht, das Elend zu mildern und Thränen zu trocknen? Nimmermehr! Man kann die Wohlthätigkeit auf tausend verschiedene Weisen üben. Wer außer Stand ist, seinen Nebenmenschen mit Geld oder durch Einfluß zu helfen, der kann ihnen durch Trost, wohlgemeinten Rath und thätiges Mitwirken und Mittragen gleich wohlthätig erscheinen. Der Weg, durch Wohlthun glücklich zu werden, steht also dem Armen wie dem Reichen offen.

Die Religion ist die Freundin alles Guten und Gerechten, sie ist die heilige und liebevolle Mutter, welche für jedes menschliche Leiden, für jede Schwäche des Körpers und des Geistes, für jede Wunde des Herzens eine Hilfe, eine Stärkung, einen Balsam oder einen kräftigen Trost bereitet. Religion ist uns die Quelle aller Gnade und alles Lich-

tes, belehrt uns über alles, was wir zu wissen nöthig haben, was zu thun und zu unterlassen unsere Pflicht ist. Religion leitet und erhält uns auf dem Wege der Ehre, flüstert uns die hohen Lehren der Redlichkeit, des Brudergefühls und der schönsten Menschenpflichten zu, bewahrt uns vor dem Laster und der Reue. Wer wird nun noch zweifeln, daß die Religion glücklich mache? O meine Söhne, die ihr den heiligen Glauben eurer Väter noch in treuer Brust bewahret, laßt euch diesen nie rauben durch die bösen Lehren der Eitlen, Thoren und Bösewichte. Mißtrauet jenen sogenannten starken Geistern, die ein verächtliches Lächeln des Mitleids sehen lassen, sobald in ihrer Gegenwart die geheiligten Worte Religion und Gott ausgesprochen werden. Weichet ihnen aus, vermeidet ihre Gegenwart, hört nicht, was ihr Wahnsinn spricht. Wie könnten diejenigen gut und

gerecht seyn, die auf nichts Höheres hoffen, als auf weltliche Dinge. Als euren ärgsten Feind müßt ihr den fliehen und verwünschen, welcher an die Stelle des süßen Glaubens und der belebenden Hoffnungen unserer Religion den herben, kalten, trostlosen und unfruchtbaren Unglauben euren Herzen einimpfen will. Die Lehren, welche der menschliche Verstand der Welt gegeben, tragen alle die Spuren der menschlichen Schwäche und der menschlichen Wandelbarkeit an sich; alles Menschenwerk ist unvollkommen. Es ist nur ein Werk, welches durch alle Jahrhunderte bis heute unwandelbar und unverrückbar geblieben, gegen welches die Werke des menschlichen Verstandes nur Mißgeburten und Thorheiten sind — es ist die Religion unsers Heilandes Jesus Christus, die von Gott selbst geoffenbarte Religion! Sie ist die Urquelle alles Glücks, darum haltet fest

an ihr, meine Söhne! denn mit ihr würdet ihr alle Hoffnung und jede Möglichkeit des Glücks verlieren.

Ich habe euch, meine Lieben, nun die Güter kennen gelehrt, auf welchen das Glück des Menschen hauptsächlich beruht; ich nannte euch als solche gesunde Kraft des Körpers und Heiterkeit des Geistes; ich sagte euch ferner, daß Arbeitsamkeit und Sparsamkeit die vorzüglichsten Quellen unserer innern Genugthuung seien und daß uns aus Wohlthätigkeit und Religion die der Würde unserer Seele angemessensten Freuden entsprießen. Jetzt ist mir nur noch übrig, euch kurz jene Uebel vorzuführen, welche den Besitz der Güter dieser Erde vergiften, und es dem Menschen geradezu unmöglich machen, glücklich zu werden. Diese mit aller Vorsicht zu vermeidenden, mit aller uns inwohnenden Kraft zu bekämpfenden Uebel sind: Der Hochmuth,

die Eitelkeit, der Ehrgeiz und die falsche Ruhmsucht, welche uns mit tausend Täuschungen und Kränkungen, mit tausend unruhigen Augenblicken und schlaflosen Nächten quälen — die Selbstsucht, welche alle Keime schöner Tugenden erstickt und aus dem für Liebe und Mitgefühl erschaffenen Menschen eine kalte, herzlose, erbärmliche Kreatur macht, — der Neid, welcher sich unglücklich fühlt, wenn er andere glücklich sieht, in dessen Gefolge nie Ruhe und Heiterkeit sind, sondern nur Unmuth und Mißbehagen, — der Geiz, welcher selbst den von Ueberfluß umgebenen und im Reichthum schwimmenden Menschen zu einem armen, jämmerlichen, hungernden und darbenden Wesen macht, und alle Fähigkeit zu irgend einem Glück ihm raubt, — endlich die Langeweile und der Ueberdruß, die aus dem Müssiggange und dem unmäßigen und unverständigen Genusse der

irdischen Güter entspringend, unter allen Uebeln dem Menschen die bittersten Stunden bereiten.

Wenn ihr, meine Söhne, das Vorstehende aufmerksam gelesen und gehörig überdacht habt, so müßt ihr von selbst darauf fallen, daß die Anweisung, glücklich zu werden, sich sehr kurz fassen läßt, nämlich in die wenigen Worte:

Thut das Gute und meidet das Böse!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

irdischen Güter entspringend, unter allen Uebeln dem Menschen die bittersten Stunden bereiten.

Wenn ihr, meine Söhne, das Vorstehende aufmerksam gelesen und gehörig überdacht habt, so müßt ihr von selbst darauf fallen, daß die Anweisung, glücklich zu werden, sich sehr kurz fassen läßt, nämlich in die wenigen Worte:

Thut das Gute und meidet das Böse!

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ried, Joseph

Das Husarenkind, oder: Gott hilft jederzeit den Seinigen eine lehrreiche Erzählung für die Jugend und Jugendfreunde

Regensburg 1845

Polem. 3116 r#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10979957-8